DIE KOSAKEN DES ZAREN 1914-15

SELBSTERLEBTES

940.9188
K82k

THE LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Kosaken-Angriff.

Die Kosaken des Zaren

Selbsterlebtes in den Kriegsjahren 1914/15

Mit Beiträgen
von
Hermann Dreßler, Maria Schade, Pfarrer Just,
Pfarrer Salewski, Amtsvorsteher Graap u. a.

Herausgegeben
von
Wilhelm Köhler

Mit einem Titelbild
und zahlreichen Abbildungen im Text

Minden und Leipzig
Wilhelm Köhler, Vaterländische Verlagsanstalt

+ Im Verlage der Vaterländischen Verlagsanstalt +
Wilhelm Köhler in Minden und Leipzig
erschienen ferner:

Im Kampf gegen die Russen.

Bilder aus Ostpreußens Leidenszeit. — Selbsterlebtes.
Nach Berichten von Feldzugsteilnehmern bearbeitet von Major v. Strantz.
Mit 62 Abbildungen im Text und vielen Illustrationsbeilagen.
Preis 90 Pfg.

Die Schreckenstage von Neidenburg i. Ostpr.

Kriegserinnerungen aus dem Jahre 1914 von Bürgermeister A. Kuhn in Neidenburg.
Mit einem Titelbild und zahlreichen Illustrationsbeilagen.
Preis 65 Pfg.

Die Eroberung Belgiens.

Selbsterlebtes.
Nach Berichten von Feldzugsteilnehmern bearbeitet von Major v. Strantz.
Mit zahlreichen Abbildungen im Text und vier Illustrationsbeilagen.
Preis 90 Pfg.

940.3188
K82k

2 Je'21 Reid

Vorwort.

Seine Majestät der Stahl spricht sein Machtwort über Europas Gefilde. Er pfeift als Kugel über dem Schlachtfelde und brüllt als Granate über den Mauern feindlicher Festungen. Er hängt sich den Krönungspurpur von Menschenblut um die Schultern und schreitet finster und furchtbar jenseits der deutschen Grenzen.

Und wie die Waffe in der Faust unserer deutschen Brüder, so ist der Wille in ihren Hirnen unbezwingbar, mächtig, gottähnlich.

Aller Parteihader versunken, alles Unlautere herausgeschmolzen. Sonnenrein glänzt in aller Herzen und Gewissen das Bewußtsein: Wir kämpfen in gerechter Sache!

Dieses Bewußtsein ist unsere Stärke!

Und wer die Zeichen im Lande zu deuten versteht, weiß, daß sich das Bewußtsein unseres guten Gewissens seit den Tagen der Mobilmachung noch gesteigert hat. Bei uns allen mußten sich die Gedanken und Anschauungen über diesen Weltbrand erst klären.

Als unsere Feinde wie Diebe und Räuber in der Nacht über Gitter und Zäune in unsere Friedenshürden einbrachen, da war die Volkswut Volksinstinkt, der sich in jedem deutschen Manne zur freiwilligen Vaterlandsverteidigung konzentrierte. Wir alle meinten zunächst, es handle sich nur um den Schutz unserer Grenzen, unseres Eigentums.

Wie anders heute!

Die Berichte aus den vom Feinde heimgesuchten Distrikten zwingen uns zu ganz anderen Betrachtungen.

Was in Frankreich und Belgien alteingesessener Volkshaß an Verzerrungen am Menschenbilde zuwege gebracht hat, wird noch bei weitem übertroffen durch die Berichte über Greueltaten unserer Feinde im Osten. Kosaken überfallen Greise, Frauen und Kinder, vollführen alle erdenklichen Greueltaten an solchen Wehrlosen. Selbst der Säugling in seinem Erstlingsbettchen ist nicht sicher vor ihrer Mordgier.

Man meint, alle Völker der Welt müßten gegen solches Mordbrennertum zur Waffe greifen, denn hier werden alle, die den

457889

Namen Mensch führen, im einzelnen Individuum geschändet. Die teuflischen Qualen, welche im 17. Jahrhundert die Schweden ersannen, muten grausam-naiv an gegenüber derartigen Scheußlichkeiten.

Sind denn Keuschheit, Unverletzlichkeit der Frauenwürde, Schamhaftigkeit nicht Dinge, die man auch im Auslande als das Heiligste der Familie respektiert?!

Unsere Brüder draußen im Felde kämpfen noch um ganz andere, viel höhere Dinge als bloß für deutsche Grenze und deutsches Eigentum!

Wird nicht die französische Nation einstens uns dafür Dank zollen müssen, daß wir gegen jene bestialischen Blutwölfe aus den Steppen Rußlands einen Wall aus deutschem Stahl errichteten?!

Weh dir, wenn sich diese ekelhafte Schlammflut über dich ergossen hätte, du heiliges, herrliches deutsches Vaterland! Du Land der deutschen Frauen, du Land der Keuschheit und Würde, du Land des Edelmutes und der Gemütstiefe! Parsival-Land!

Unsere braven Truppen haben es euch gezeigt, ihr Feinde Deutschlands, was es heißt: Das Heiligste im deutschen Volke verletzen!

Der Deutsche muß gereizt werden, wenn er zum Schwerte greifen soll. Das habt ihr gründlich getan!

Er muß für etwas Idealeres kämpfen als für Geld und Gut.

Er muß mit reinem Gewissen, frei von Egoismus und Schuldbewußtsein die Klinge ziehen, wenn sie schneiden soll. Der Zornmut des Tell muß ihm entfacht werden. Ihr habt ihm diesen Zornmut entflammt. Man könnte euch dafür danken, denn nun muß der Sieg bei unseren Fahnen bleiben.

Deutscher Stahl, blitze! Du bist eine blanke Ehrenwaffe!

Du kämpfest für deutsches Recht und deutsche Treue!

Du kämpfest für deutsche Manneswürde und deutsches Christentum!

Du kämpfest für die sittliche Weltordnung!

Wirf sie in die Knie, die Ungeheuer der Lüge, des Hasses, der Gemeinheit und Grausamkeit!

Du bist und bleibst, wie dein herrlichster Dichter dich besang, als er das Wort schuf:

„Einstens wird am deutschen Wesen
noch die ganze Welt genesen!"

Hermann Dreßler.

Entstehung und Verwendung des Kosakentums im Zarenreiche.

Von Hermann Dreßler.

Aus dem Osten kamen jene Horden, die einen Teil unseres Vaterlandes auf kurze Zeit mit ihren Greueln überschwemmten. Dieses Buch will von ihren Taten berichten, und wenn es Dinge zu erzählen weiß, die dem Leser unglaublich oder erdichtet erscheinen, so sei daran erinnert, daß amtliches Material und die Berichte von Augenzeugen den Darstellungen zugrunde liegen.

Mancher Leser wird dabei einiges über den Ursprung und die Kulturstufe jener Mordbrenner wissen wollen. Diesen diene folgendes:

Die Bezeichnung Kasak ist orientalischen Ursprungs und bedeutet wörtlich Landstreicher, Straßenräuber. Die Kosaken waren ehemals ein vagierendes Volk; Gesindel, das umherzog und auf Räubereien ausging, ähnlich den Zigeunerbanden, die verstreut auch bei uns im deutschen Vaterlande noch hier und da auftauchen.

Zum seßhaften Volke begannen sie sich erst im 9. Jahrhundert zu entwickeln. Damals siedelten sie sich im Kaukasus an, und ein Teil des Landes trägt heute noch den Namen Kasachia. Auch auf der Halbinsel Taman finden wir sie bereits um die Wende des 10. Jahrhunderts, wo sie russische Fürsten zum ersten Male bekämpften.

Diese Vorfahren waren Menschen von energischem und kühnem Charakter.

Gerade der Umstand, daß sie sich in der bis dahin gänzlich unbewohnten Wildnis zwischen der Südgrenze der slawischen und der Nordgrenze der tatarischen Besitzungen ansiedelten, hat dem Kosakentum die ihm eigene Signatur aufgedrückt.

Erstens war ihnen durch die ungehemmte Freiheit ein schnelles Wachstum möglich und zweitens lagen jene Grenzgebiete zu verlockend für ihren Diebscharakter.

Dazu kam, daß im Jahre 1592 die Freizügigkeit der russischen Bauern aufgehoben wurde, so daß sich viele unzufriedene und minderwertige Elemente, meist Faulenzer und Tagediebe, unter

den Kosaken ansiedelten. Auch die von dem Patriarchen Nikon vollzogene Reinigung der Kirchenbücher führte den Kosaken neue Massen unzufriedenen und lichtscheuen Gesindels zu.

Diese Entstehungsgeschichte weist schon auf die Kultur des Kosaken hin. Der Trieb zu einer geregelten Lebensweise und zu irgendeiner Tätigkeit geht ihm vollkommen ab. Weder Luxus noch Bequemlichkeit kennend, hält er die größten Strapazen aus. Er ist ein Kind der Wildnis. Seine Sinne sind scharf wie die eines Raubtieres. Seine Wachsamkeit ist in Rußland zum volkstümlichen Sprichwort geworden.

Er ist klein von Statur, breit in den Schultern, starknochig und muskulös. Sein Gesicht zeigt die niedrige Stirn des unentwickelten Menschentyps, die vorstehenden Backenknochen des Asiaten und die längliche, sinnliche Kinnbildung des Wollüstlings.

Sein Bewegungselement ist das Pferd. Kosak und Pferd sind ein Leib mit zwei Seelen. Sein Reittier ist der kleine, struppige, aber zähe Kosakengaul. Man möchte sagen, daß das Kosakenpferd in seinem Äußeren der ins Tierreich übertragene Typus seines Besitzers ist.

Das Pferd wird nicht auf Sporn und Kantare geritten, sondern auf Schenkeldruck, mit dessen Hilfe der Reiter seinem Tiere den eigenen Willen zu übermitteln versteht.

Die eingebrachten Kosakenpferde haben die intellektuelle und praktische Minderwertigkeit ihrer Rasse bewiesen. —

Wir haben in diesem Kriege verschiedene generelle Bezeichnungen der Kosaken durch die Tagespresse laufen sehen. Am meisten wurden die Don-Kosaken und die Wolga-Kosaken genannt. Der Name verrät ihren Wohnsitz, soll aber keine bedeutsamen Unterschiede kennzeichnen. Wie gliedern sich nun diese halbwilden Menschenhorden dem russischen Staatskörper ein?

Um diese Eingliederung überhaupt zu ermöglichen, hat es Rußland verstanden, sich den speziellen Charakter dieser Volksstämme dienstbar zu machen. Das geschah bereits im Jahre 1730 dadurch, daß man den Kosaken den Charakter einer Kriegerkaste verlieh. Und tatsächlich mag der Beruf des Soldaten der einzige sein, für den sich der Kosak eignet, natürlich nicht im Sinne unserer deutschen Soldateska, deren oberste Prinzipien Ehrenhaftigkeit und Mannestreue, Pflichterfüllung und absolute Unterwerfung unter den Willen des Vorgesetzten sind.

Jeder Kosak ist militärpflichtig. Seine Dienstzeit dauert bis zu 25 Jahren. Sie ist in drei Klassen geteilt, deren erste, die vor-

bereitende, einen Zeitraum von drei Jahren umfaßt. Sie beginnt mit dem 18. Lebensjahre.

Die zweite Dienstperiode dauert zwölf Jahre, nach deren Ablauf der Kosak der dritten Klasse, dem Reservestande, zugeteilt wird.

Die Offiziere, die sich fast ausschließlich aus dem Kosakenadel ergänzen, stehen in ihrer Ausbildung den regulären Offizieren weit nach.

Während der Dienstzeit erhalten die Kosaken von der Regierung Gehalt, Menage und Fourage, dagegen müssen sie Waffen, Uniformierung, Pferde und Sattelzeug selbst beschaffen.

Ihre Bewaffnung besteht aus der Pike, einer Lanze, die ganz den Lanzen unserer deutschen Ulanen gleicht. Außerdem hat jeder Kosak die Kosakenbüchse, eine Art Karabiner, Kosakensäbel und die Nagaika (auch Nogaika).

Letztere ist eine kurze Lederpeitsche, an deren Enden meist Bleikugeln eingenäht oder festgenietet sind.

Diese Waffe, die im Kriege gar keinen Zweck hat, deutet schon auf die Verwendung hin, welche die Kosaken in Friedenszeiten finden.

Im weiten russischen Reiche gibt es ja für brutale Prügelstrafen jederzeit genügend berechtigte oder unberechtigte Veranlassungen.

Da sind irgendwo Unruhen oder revolutionäre Bewegungen ausgebrochen. Die Nagaika des Kosaken trifft den Rücken Schuldiger und Unschuldiger, Verdächtiger und Harmloser; Männer und Weiber jeden Alters bekommen sie zu kosten. Und die Gerichtsbarkeit findet es in schönster Ordnung, daß die Bewohner ganzer Distrikte dorfweise „durchgeknutet" werden.

Ein andermal ist es Bauern infolge einer Mißernte unmöglich, die hohen Steuern aufzubringen. Väterchen schickt einige Regimenter Kosaken hin, belegt die verhungerten Gegenden mit „Einquartierung", bis die Steuern eingetrieben sind, man läßt die Ärmsten brandschatzen und „ihren Geiz mit der Waffe des Friedens, der Nagaika, schlagen".

So stellen sich die Kosaken in Friedenszeiten als die vollstreckende Gewalt des Strafgerichtswesens in Rußland dar. Was sie im Kriege leisten an Brutalität, Gemeinheit und an Entfaltung bestialischer Eigenschaften, das haben die Leidenstage von Ostpreußen der gesamten Welt kundgetan.

Es ist vielfach die Vermutung ausgesprochen worden, daß die Kosaken von ihren Heerführern direkt zum Plündern und Maro-

dieren aufgefordert worden sind. Die Wahrheit hierüber wird erst die Zukunft aufdecken. Für die Wahrscheinlichkeit dieser Vermutung spricht ja der Umstand, daß ganze Horden jener wilden Steppenreiter ohne jede Bagage ausgerückt sind und in ähnlicher Weise, wenn auch nicht so grausam, ihre eigenen Landsleute ausgeraubt haben. Zudem haben ja Kosakenoffiziere genügend Proben ihres Buschklepphercharakters abgelegt, daß man ihnen die Aufforderung und Anspornung zum Plündern sehr wohl zutrauen kann.

Maxim Gorki hat einmal Rußland und seine Kultur mit einem Zuge verglichen, der mit ungeheurer Verspätung abgelassen worden ist und bei seinem Eintritt in Kulturländer die furchtbarsten Verwüstungen anrichten kann.

Die Gegenwart hat bewiesen, wie sehr dieser Vergleich zutrifft. Danken wir es der Genialität Hindenburgscher Strategie und der Tapferkeit seiner Truppen, daß sie einen ehernen Prellbock errichteten, an welchem der westwärts brausende Zug in Trümmer zerschellte.

Rußlands Blutwölfe kommen.

Von Hermann Dreßler.

„Verflucht langweilig," knurrte Leutnant der Reserve Helmer vor sich hin. „Nun liegen wir hier bereits seit 14 Tagen auf Wache, während meine Kameraden im Westen bereits ein halbes Dutzend Festungen gestürmt haben."

Er stand auf und reckte sich vor dem Schreibpulte, das ihm als Tisch gedient hatte, in die Höhe, daß die Gelenke knackten.

„Noch dazu in einem solch langstieligen Neste wie G. — Na, vielleicht machen die Herren von der Newa bald ihre Visite."

Er ging mit großen, langsamen Schritten in dem Fabrikkontor auf und ab, das jetzt als Wachtkommandozentrale diente. Für diesen Zweck eignete es sich eigentlich großartig. Es flankierte als letztes Gebäude die linke Seite der Landstraße von G. nach der Grenze. Ihm gegenüber streckte sich lang das Steinmassiv der Fabrik von Schöderstein und Compagnie. Dort waren freilich die Maschinen verstummt. Wie überhaupt der Krieg alles umgestaltete!

Wo sonst ein Schreiber gesessen hatte, war jetzt sein Platz. Die Garderobehaken trugen Waffenröcke und Helme auf ihren eisernen Rechen, und an der Wand lehnten unter einem Bilde, das Vasco da Gamas Amerika-Expedition darstellte, die vier Gewehre des abgelösten Kommandos.

In seine Gedanken hinein schrillte plötzlich die Klingel des Telephons, das neben dem Pulte auf dem Kontortisch montiert war.

Leutnant Helmer führte den Sprecher zum Munde.

„Hier Wachtkommando G., Helmer, Leutnant 1..4."

Mit freudigem Erstaunen bemerkte er, daß er mit dem Generalkommando verbunden war. Seine Augen glänzten aber vor Freude auf, als er einen Auftrag erhielt, der wenigstens einen etwas militärischen Anstrich hatte.

„Heda, Gruber!" rief er.

Sein Bursche trat ein.

„Gehe sofort einmal in die Villa Schöderstein und richte aus: Eine Empfehlung von Leutnant Helmer, und ob Herr Schöderstein mir einmal sein Auto zu einer militärischen Rekognoszierung zur Verfügung stellen wollte. Ich würde selbst chauffieren!"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Helmer schnallte seinen Degen unter, schob eine gefüllte Patronenkapsel in seinen Browning und stülpte den Helm über.

Dann rief er zwei von seinen Leuten herein und instruierte sie kurz:

„Wir fahren bis P....-Grenzort, um festzustellen, wie weit der Feind eingebrochen ist. In fünf Minuten fertig!"

„Zu Befehl, Herr Leutnant!"

Wenige Augenblicke später schnob der 60pferdige Dixiwagen heran und hielt vor dem Kommando. Leutnant Helmer ging rings um das Gefährt und kontrollierte die Bereifung. Dann öffnete er den Motorkasten und überflog die Öler. Den Chauffeur, ein junges Kerlchen von 19 Jahren, schickte er zurück.

„Aufgesessen!"

Die beiden Soldaten nahmen im Fond Platz.

Er selbst schwang sich auf den Führersitz, umklammerte mit beiden Händen das Steuerrad, und im nächsten Augenblicke fauchte der Wagen aus dem Ort hinaus, die gutgepflegte Landstraße dahin, die bis zur P....brücke schnurgerade verlief.

Anfangs hielt Leutnant Helmer ein scharfes Tempo ein, als aber die Waldstreifen näher an die Landstraße herantraten, hielt er es für geraten, die Fahrt zu verlangsamen.

Von Zeit zu Zeit führte er das Fernglas an die Augen und suchte aufmerksam den Horizont vor sich ab.

Wie einsam diese Straßen Ostpreußens geworden waren seit Ausbruch des Krieges! Kein Händler, keine Bauernkarre begegneten ihm.

Plötzlich erschienen im Blickfelde seines Okulars einige graue Punkte, die sich von der Landstraße undeutlich abhoben.

Er brachte seinen Wagen etwas unter die Deckung der Straßenbäume und stoppte die Fahrt.

Die Punkte nahmen an Ausdehnung zu, näherten sich in mäßiger Schnelligkeit, und bald erkannte Leutnant Helmer wirbelnde Pferdebeine, Reiter, Lanzen und Helmspitzen.

„Der Feind!" sagte er lakonisch und wies nach vorn.

„Wie es scheint, eine Kosakenpatrouille! Wie viel mögen es denn sein?"

Kosaken-Regiment beim Angriff.

Er zählte: „Eins, drei, sieben, elf, fünfzehn, achtzehn, zweiundzwanzig! Ein verstärkter Zug! Vielleicht gar die Vorhut eines ganzen Bataillons! Wollen wir's wagen?"

„Jawoll, Herr Leutnant!"

Die Männer umfaßten fester ihr Gewehr.

„Laden und sichern!"

Leutnant Helmer zog sich den Sturmriemen unter dem Kinn straffer.

„Kniet im Fond nieder, Leute! Wenn wir weit genug heran sind, nicht zu hitzig feuern. Ruhig zielen! Erst das Pferd, dann der Mann. Jeder Schuß muß sitzen!"

Er setzte das Glas wieder an.

„Aha, sie scheinen uns bemerkt zu haben und sprengen im Galopp heran. Wir wollen sehen, wer schneller ist, die Beine ihrer Pferde oder unser Motor."

Er drückte den Antriebshebel hernieder, die Maschine sprang an und in glatter Fahrt sauste der Wagen der Kosakenpatrouille entgegen, mit der brüllenden Stimme der Hupe Platz begehrend.

Einen Augenblick stutzten die Feinde. Sie wußten offenbar nicht, ob sie Deutsche oder Landsleute vor sich hatten. Es war doch wohl nicht möglich, diese Kühnheit!

„Die machen uns den Durchbruch leicht! Und durch müssen wir! Wir müssen sehen, was dahinter ist," überlegte Leutnant Helmer bei sich.

„Kinder, nehmt zuerst den zweiten aufs Korn, 's ist ein Offizier," schrie er durch das Tosen des Motors seinen Soldaten zu. Die nickten zum Zeichen, daß sie verstanden hatten.

Instinktiv wichen die Kosaken zur Seite, als der Wagen heranbrauste.

Aber jetzt erkannten sie das deutsche Feldgrau. Beinahe schon zu spät!

Aus dem Wagen blitzte ein Schuß auf, und einer der Reiter stürzte wie ein Mehlsack zu Boden. Es war der Führer der Patrouille.

Leutnant Helmer sah nur einen Augenblick auf und gewahrte eben noch, wie das Pferd des Kosakenoffiziers quer vor dem Wagen die Straße überkreuzte und mit wirbelnden Hufen feldeinwärts floh. Der Tote wurde, in den Steigbügeln hängend, ein Stück mit fortgeschleift, dann blieb er liegen.

Leutnant Helmer jauchzte im stillen. Das war doch endlich — Krieg!

Er stellte den Motor auf Höchstgeschwindigkeit. Der Wagen schoß aufbäumend dahin, mitten durch den Kosakenschwarm.

Die sahen einen Augenblick lang ein höhnisch lachendes Gesicht vor ihren Pferdeköpfen. Dann war es vorbei.

Sofort warfen sie ihre Rosse herum und nahmen die Verfolgung der Feinde auf.

Die drei Deutschen hörten hinter sich den Aufschlag der Pferdehufe auf dem gediegenen Pflaster der preußischen Landstraße, und zwischen hinein das Knattern des Motors.

Eine tolle Jagd, ein Wettlauf zwischen Tier und Maschine.

Leutnant Helmer ließ die Achsen seines Wagens spielen. Wenn sich der Abstand zu sehr vergrößerte, verlangsamte er die Fahrt und ließ den Feind ein wenig heranrücken.

Dann knallten die deutschen Gewehre lustig darauf los, und wenn bei der tollen Fahrt auch ein scharfes Zielen unmöglich war, so hatten die Tapferen doch noch zwei Treffer zu verzeichnen.

Schließlich gaben die Kosaken die Verfolgung auf.

Ein Pelotonfeuer von Gewehrkugeln prasselte um den Wagen her, dann machten die Reiter Kehrt und jagten auf Gumbinnen zu davon.

„Die Kerls schießen schlecht!" meinten die Soldaten.

„Wartet nur, die kommen uns auf dem Rückweg noch vor die Flinte!" rief ihnen ihr Leutnant zu. „Wir wollen aber nicht halbe Arbeit machen, sondern eine möglichst genaue Auskunft erteilen. Wir sind übrigens nicht die einzigen!"

Er wies über sich, wo hoch im Blau des klaren Sommerhimmels ein deutscher Flieger kreiste.

Sie mochten noch eine Viertelstunde dahingerast sein, als Leutnant Helmer den Wagen zum Halten brachte und das Glas wieder an die Augen führte.

Richtig, der Trupp war nur eine Vorhut gewesen, welcher ein ganzes Bataillon oder gar ein Regiment folgte. Jenseits der Höhe der leicht ansteigenden Landstraße marschierten sie auf, mit bloßem Auge nicht erkennbar, im Glase nur ein schwärzliches Gewimmel.

Jetzt war man orientiert, man konnte mit gutem Gewissen umkehren.

Das Lenkmanöver war schnell vollbracht und der Wagen brauste wieder seinen Weg zurück, von wo er gekommen.

Als die Häuser von G. wieder auftauchten, war es bereits etwas dämmerig.

Ein herrenloses Kosakenpferd kam des Weges getrottet. Beim Knattern des Motors verschwand es seitwärts im Walde. Zugleich hörte man Gewehrfeuer an der Straßenmündung des Ortes.

„Aha, unsere Kameraden sind an der Arbeit."

Leutnant Helmer ließ halten und je einen seiner Leute im Straßengraben vorgehen, während er selbst die Mitte der Straße innehielt. Richtig, da lagen noch neun solcher Patrone und platzten wie verrückt gegen das Wachtlokal los. Zwei lagen bereits starr am Straßenrand, ein Dritter wälzte sich stöhnend unter seinem Pferde.

„So, jetzt Achtung! — Feuer!" kommandierte Leutnant Helmer.

Die beiden Landwehrleute hatten gut gezielt. Zwei derer da vor ihnen fielen.

Die Kosaken waren durch das Rückenfeuer vollständig überrascht. Sie mochten wohl im Knall ihrer Gewehre die Annäherung gar nicht bemerkt haben. Wie auf ein Kommando saßen viere auf ihren Pferden und suchten das Weite.

Die drei anderen warfen die Gewehre weg und ergaben sich.

Sie wurden zum Wagen transportiert und im Triumph als erste Siegesbeute im Wachtlokal untergebracht.

Leutnant Helmer stattete sofort telephonisch Meldung ab:

„Feind an Straße G.-P., Kilometerstein 43, größerer Verband, vermutlich ein Regiment Kosaken. Vorhut geschlagen, acht Tote, drei Gefangene. Erbitte dringend Verstärkung."

Antwort: „Verstärkung bereits unterwegs, trifft in zirka vier Stunden ein."

Richtig, kurz vor Mitternacht ertönte der stramme Marschtritt von Infanteriekolonnen auf dem Pflaster des kleinen Städtchens.

Die Leute verteilten sich nach Angabe ihrer Quartierzettel, und mancher Bürger, der schon zur Flucht gerüstet hatte, entschloß sich, vorläufig noch zu bleiben.

Ein Drittel aller Bewohner war schon in den letzten Tagen mit dem Notwendigsten ihrer Habe ausgezogen, um in Insterburg oder Königsberg eine sichere Zuflucht zu finden.

In die Villa Schöderstein kamen General v. B., ein freundlicher Darmstädter, außerdem ein Major und einige jüngere Offiziere mit ihren Burschen.

Leutnant Helmer hatte sich bei dem General melden lassen und die Befürchtung geäußert, daß die Macht der anrückenden Russen vermutlich bedeutend größer sei, als er anfangs angenommen.

Dann hatte er sich zu einem schweren, bleiernen Schlafe niedergelegt.

. . . Der Tote wurde, in den Steigbügeln hängend, ein Stück mit fortgeschleift . . .

Das war in der Nacht des 19. August.

Er wußte nicht, wie lange er geschlafen haben mochte. Ein Schlag gegen die Fensterscheibe, unter deren Sims seine Pritsche stand, schreckte ihn auf. Die Glassplitter hagelten über seinen Leib und irgendetwas bohrte sich heimtückisch knirschend in den Pfosten der gegenüberliegenden Tür.

Das konnte doch bloß — ja, war er nicht eben daheim gewesen und hatte mit seiner jüngsten Schwester im Garten Croquett gespielt!

Nein, nein. Das war wohl Traum! In Wirklichkeit war man ja im — Kriege!

Schon wieder knirschte es ins Holz, ja, das waren Gewehrkugeln.

Draußen schien ja wahrhaftig die Hölle los zu sein.

Sein Bursche kam hereingestürzt, noch ohne Uniformrock.

„Herr Leutnant, sie sind da!"

„Wer denn?"

„Die Russen!"

Mit einem Sprung war der Riese auf den Beinen.

„Gott's ein Donner! Sollen kommen, die Hunde!"

Rock an, Stiefeln an, Degen raus und hinaus war er. Richtig, da draußen kamen sie zu Tausenden an.

Er sah einen Wald von Bajonetten blitzen. Signalhörner schmetterten das Sturmsignal.

Maschinengewehrfeuer hämmerte dazwischen. Aber trotz der gewaltigen Überzahl brachen die vorderen Sturmkolonnen in gewisser Entfernung zusammen.

Die Schödersteinsche Fabrik war eine feuerspeiende Festung geworden. Aus allen Fenstern schoben sich Gewehrläufe. Einen Moment lang erschien ein zielendes Auge, die Schüsse krachten und warfen ihr Blei in die Leiber der Feinde.

Die Maschinengewehre kämmten zwar die Fensterfront beständig ab, aber ohne großen Erfolg.

„Feste, Jungs!" schrie Leutnant Helmer in das Branden der ehernen Wogen, die gegen die Mauern anschäumten. „So lange uns keine schwere Artillerie den Spaß verdirbt, sollen sie Haare lassen!"

Aber kaum hatte er das gesagt, da kam etwas durch die Luft gesaust, schlug dicht vor dem Kontor in die Erde und zerplatzte im selben Augenblick, daß die Fensterscheiben sprangen.

Ein Hagel von Eisensplittern und Erdschollen spie aus dem Qualm hoch auf.

Durch das Tosen hörte er hinter sich das Signal zum Rückzuge blasen.

Ein bitterer Geschmack legte sich ihm über die Zunge. Zurückziehen, und diesen wilden Hunden die Stadt überlassen! Er konnte es gar nicht fassen. Aber ja, ein Soldat muß auch klug sein. Was hätte es für Sinn, sich von einer derartigen Übermacht erdrücken, abschlachten, zerfetzen zu lassen!

Trotzdem wirkte es wie eine Erlösung auf ihn, als ein Adjutant den Befehl überbrachte:

„Leutnant Helmer mit Wachtkommando Rückzug decken!"

Im geordneten Zuge schloß sich ein Infanteriezug an den anderen.

Er hatte keine Zeit, rückwärts zu blicken. Eben kletterte ein Feind über die Fensterbrüstung herein, während zwanzig andere bereits unten standen, bereit, dem Kameraden nachzusteigen.

Helmer duckte sich und ließ ihn halb hereinkriechen. Dann umfaßte er ihn mit seinen mächtigen Armen, hob ihn auf und schleuderte ihn aus dem Fenster direkt auf das Bajonett des folgenden Kosaken. Zwei andere schoß er mit seiner Pistole nieder und zog sich dann schießend und mit dem Degen stoßend zurück.

Er bemerkte, daß er von Feinden eingeschlossen war. Seine Kameraden zogen sich schießend in das Innere von G. zurück.

Er hieb wie ein Wilder um sich, dann fühlte er plötzlich einen Stoß, der ihm den linken Oberarm durchbohrte, strauchelte, sah einen Augenblick eine teuflische, blutgierige Fratze über sich und erhielt einen furchtbaren Schlag auf den Kopf, daß ihm die Besinnung schwand.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Dumpfe Beklemmung lag ihm auf Kopf und Brust, als er sich wieder selbst zu fühlen begann.

Er suchte in seinen Erinnerungen nach den Ereignissen, die er zuletzt erlebt hatte. Lange konnte er den abgerissenen Faden seines Daseins nicht wiederfinden; sein Gehirn schmerzte ihn zu sehr.

Dann — ganz allmählich — kehrten die Gedanken wieder. Er entsann sich schattenhaft seiner Rekognoszierungsfahrt, des Kampfes in dem Fabrikkontor, seines Rückzuges auf die Straße. Ach ja, richtig, und dann war er verwundet worden und niedergebrochen.

Wo mochte er nur jetzt sein?

Es war so unheimlich still um ihn. Die Schießerei hatte aufgehört. Stoßweises Röcheln klang von einer Seite an sein Ohr. Irgendetwas lag drückend und schwer auf ihm.

Er versuchte, sich aufzurichten und stieß auf einen weichen, elastischen Widerstand. Er tastete daran herum, es war ein Toter, der seiner ganzen Länge nach auf ihn gefallen war und ihn dadurch — wie es schien — den Blicken der Feinde verborgen hatte.

Er wälzte sich die Leiche vom Körper herab. Es war Gruber, sein treuer Bursche.

„Braver, lieber Kerl!" murmelte Helmer gerührt.

Er lag noch an derselben Stelle, an welcher er niedergesunken war.

Der Anblick der Straße zeigte, wie brav die Kameraden gefochten hatten. Überall lagen tote Russen verstreut, leider fehlte es auch nicht an deutschem Feldgrau dazwischen.

Es mußte Abend sein, Sterne glühten bereits am Firmament auf.

Er nahm aus dem Tornister seines toten Burschen das Verbandzeug, streifte Rock- und Hemdärmel auf und verband sich die Fleischwunde, die ihm der russische Bajonettstich beigebracht hatte. Das geronnene Blut hatte eine dicke Kruste über die Wunde gelegt und somit weitere schwächende Blutverluste verhindert.

Was nun tun?

Offenbar war der Feind im Besitze der Stadt. Aber wie lange würde er sich halten können? Sicher würden bald größere deutsche Truppenmassen anlangen und wieder Besitz von G. ergreifen.

Wenn man sich so lange verbergen könnte!

„Versuchen wirs!" sagte sich Leutnant Helmer.

Sein Kopf schmerzte ihn heftig, er vermochte sich kaum aufzurichten.

Vorsichtig um sich spähend und auf allen Vieren kriechend schob er sich an der Fabrikmauer entlang nach der Schödersteinschen Villa heran. Es fiel ihm auf, daß er nirgend auf russische Posten stieß.

Bis 50, 60 Meter stadtwärts lagen vereinzelt tote Russen. Sie mußten also wohl einen Sturm auf das Innere der Stadt versucht haben, aber zurückgeschlagen worden sein.

So erreichte er, an der Mauer entlang kriechend, die Villa. Er drückte den Klingelknopf, und inmitten dieser Todesstille kam ihm das Schellen der Glocke fast noch unheimlicher vor als das Pfeifen der Kugeln heute morgen.

Es dauerte eine geraume Weile. Dann zeigte sich hinter der Gardine ein verängstigtes Mädchengesicht. Es schien das Dienstmädchen zu sein.

. . Einer von ihnen trat auf Helmer zu und stellte ein Verhör mit ihm an . . (Seite 22.)

Als es die deutsche Uniform sah, nickte es, und bald darauf wurde die Haustür geöffnet.

„Wo ist Ihre Herrschaft?"

„Ich weiß nicht. Sie ist geflohen. Alles aus der Stadt ist geflohen!" entgegnete das Mädchen. „Kommen Sie herein, schnell!"

Sie zog den Verwundeten ins Haus und verschloß es sofort wieder.

„Erzählen Sie, was ist vorgefallen seit heute früh?" fragte der Leutnant. „Ich habe bis jetzt da draußen ohne Besinnung gelegen. Sind die Russen in der Stadt?"

„Nein, sie haben sich nicht getraut, sie haben wohl gemeint, daß noch unsere hier wären. Aber bis zur Dunkelheit ist die Schießerei gegangen, zuletzt bloß noch mit unseren Posten."

„Also hören Sie! Sie müssen mich verstecken, hier in diesem Hause. Haben Sie irgendeine Dienerlivree oder etwas derartiges da?"

„Ja, unser Kutscher ist mit der Herrschaft geflohen. Von dem ist noch Zeug da."

„So, das bringen Sie mir mal! Vorher aber möchte ich etwas warmes Wasser haben, um mir das Blut abzuwaschen, es könnte verräterisch werden!"

Das gute Mädel brachte alles herbei und war dem jungen Offizier behilflich, einen regelrechten Verband anzulegen.

Während er sich umkleidete, brachte sie ihm zu essen. Bald saß Leutnant Helmer als Kutscher am Tische und ließ es sich schmecken. Die Kleider waren zwar für den Riesen etwas knapp, aber die vorgebundene Lederschürze verdeckte diesen Mangel.

„So, nun fallen Sie nicht aus der Rolle, wenn die Herren von der Newa morgen kommen sollten. Und jetzt geben Sie mir mal ein Nachtlager, ich bin wie zerschlagen!"

Die Nacht verlief ruhig und ohne Störungen.

Am anderen Morgen stand Leutnant Helmer frühzeitig auf. Es reizte ihn, einmal in der Stadt Umschau zu halten.

Er nahm einen Marktkorb, und unter der Verkleidung des Kutschers verließ er das Haus und schritt dem Marktplatze zu.

Die Stadt wies nicht allzuviel Beschädigungen auf. Einige Granaten waren eingeschlagen, hatten aber kein großes Unheil angerichtet.

Aus den Häusern guckte hier und da ein neugieriger Menschenkopf hervor, der sich aber schaudernd wieder zurückzog, als er einige zerfetzte Feldgraue auf dem Pflaster verstreut liegen sah.

Er erhandelte ein Brot und einige Semmeln, und war eben dabei, seinen Besichtigungsgang noch um einige Straßen weiter auszudehnen, als eine Anzahl Einwohner, meist Frauen und Kinder, die Straße herabgelaufen kamen mit dem Schreckensrufe: „Die Kosaken kommen! Die Russen sind da!"

Leutnant Helmer stellte aus der Richtung, in welcher die vertriebenen Leute gelaufen kamen, fest, daß die Kosaken den Ort in der Nacht umzingelt haben mußten.

In einigen Außenstraßen fielen schon Schüsse, und Entsetzensschreie fuhren aufgellend über die Stadt dahin.

Leutnant Helmer hielt es für geraten, sich den Feinden nicht so ohne weiteres zu präsentieren. Er mußte jetzt sein Leben zu erhalten bestrebt sein, es würde die Zeit kommen, in der er sich die Seele nicht wehrlos aus dem Leibe knallen lassen werde.

Er eilte in die Schödersteinsche Villa zurück.

Und es war höchste Zeit. Schon scholl von allen Seiten Hufschlag galoppierender Pferde.

Und nun quoll es heran, eine wahre Flut von Reitermassen, Pferdekopf bei Pferdekopf, Lanze bei Lanze, eine wimmelnde Flut, eine der Fesseln ledige Mörderbande.

Sie brüllten wie sinnlos, schossen dauernd auf Fenster und Türen und schlugen mit den Schäften der Lanzen die Schaufenster der Läden ein.

Wut und Rachsucht schüttelten den Körper des jungen Offiziers. Jetzt die Waffe zur Hand nehmen dürfen und ein halbes Dutzend dieser Mordbuben niederhauen! Seine Fäuste krampften sich ineinander, während er hinter dem Vorhang einer Dachkammer herabsah in die Straßen der Stadt.

Er sah eine flüchtende Frau auf das Haus zukommen, das ihm selber Schutz gewährte. Eine Meute von Kosaken hetzte hinter ihr her, unaufhörlich schießend. Das arme Weib warf sich gegen die Haustüre, und als es diese verschlossen fand, wagte es einen Sprung auf den Sandsteinsims, der unterhalb der Erdgeschoßfenster um das Haus lief. Offenbar wollte sich die Unglückliche durch eines der Fenster zwängen. Aber ehe sie mit den Händen das Fensterkreuz umklammern konnte, hatte sie einer der Mordbuben eingeholt.

Leutnant Helmer drückte sich an die Scheibe, um zu sehen, wie das Unfaßbare wohl auslaufen würde.

Im selben Augenblicke hörte er einen gräßlichen Schrei von der Straße. Ein Kosak stieß seine Lanze in die Hüfte der Verfolgten.

Helmer mußte die Augen schließen. War das Wirklichkeit oder bloß eine Halluzination seines fiebernden, zermarterten Hirnes?!

Und er stand dabei, tatenlos?

Nein, das ging über die Kräfte menschlicher Beherrschung hinaus. Hinunter, totschlagen diese zweibeinigen Ungeheuer, mit irgendetwas!

Er sah sich um und entdeckte eine Wagenrunge. Aha, da kamen sie ihm ja entgegen. Gut so, hier oben am Türpfosten konnte er schon ein paar niederschlagen, ehe sie ihn niederzwingen würden. Schritte kamen die Treppe heraufgepoltert.

Er hatte sich getäuscht. Es war Lene, das Dienstmädchen.

„Herr Leutnant, Herr Leutnant..."

„Still, Mädel, ich bin jetzt nicht..."

Sie starrte ihn einen Augenblick an. Ach richtig!

„Nun, was gibts denn?" forschte er.

„Hören Sie!"

Gegen die Haustür donnerten Kolbenschläge, die dumpf durch das verlassene Haus fuhren.

Das Mädchen stand zitternd an die Wand geschmiegt.

„Es hilft nichts, wir müssen die Hunde einlassen," entschied Leutnant Helmer. „Ich werde hinuntergehen."

Er warf die Runge beiseite und stieg die Treppe hinab, um zu öffnen.

Ein paar Offiziere, scheinbar höheren Ranges, hielten vor der Türe. Sie waren bereits von den Pferden gestiegen und machten sehr ungeduldige Mienen. Sie zogen die Pistolen. Einer von ihnen trat auf Helmer zu und stellte ein Verhör mit ihm an.

„Wer wohnt in diesem Hause?"

„Kommerzienrat Schöderstein, es ist aber niemand zu Hause," entgegnete Leutnant Helmer mit möglichst breiter, bäurischer Aussprache.

„Wer bist Du, Bursche?"

„Ich bin bloß der Kutscher."

„Und wer ist außer Dir noch im Hause?"

„Lene, unsere Köchin!"

„So! Hole sie!"

Leutnant Helmer stieg hinauf zur Bodenkammer, klärte das Mädchen schnell auf und dann kamen beide herab in den Hausflur.

„Ihr bleibt jetzt hier," gebot der deutschsprechende Offizier, indem er mit einem prüfenden Blick das scharfgeschnittene Profil des Kutschers musterte, dessen Züge auch unter dieser Maskierung die

. . . aber schon schlossen sich die Fäuste um den Hals des Kosaken . . . (Seite 26.)

Zugehörigkeit zu einer Gesellschaftsklasse verrieten, die nicht gewöhnt ist zu dienen und zu gehorchen.

Dann wandte er sich an den Trupp Kosaken, der in seiner Nähe hielt und gab ihnen auf Russisch einen Befehl, der so viel heißen mochte, wie „Durchsucht dieses Haus!"

Das Gesindel stürzte ins Haus hinein; man hörte ihre gurgelnden Laute aus allen Räumen schallen.

Leutnant Helmer blickte dem Resultat der Haussuchung mit einiger Bangigkeit entgegen. Wenn diese Spürhunde seine Uniform fanden, war ihm die Kugel sicher. Er hatte sich gar nicht darum gekümmert, wo Lene den Waffenrock verborgen hatte. Jetzt konnte er sie auch nicht fragen, denn sie wurden noch immer mit mißtrauischen Blicken bewacht.

Inzwischen kamen die Kosaken wieder und erstatteten Bericht; die Offiziere mußten mit dem Ergebnis zufrieden sein. Sie erklärten nach kurzer Beratung, hier ihr Quartier aufschlagen zu wollen, stellten sofort einen Doppelposten vor dem Eingang auf und traten dann ins Haus ein, um es sich darin bequem zu machen.

Sie forderten alles mögliche. Das meiste war nicht vorhanden. An Nahrungsmitteln konnte das Haus garnichts mehr aufbringen. Die deutsche Einquartierung hatte das Wenige schon fast aufgebraucht.

So mußte der Kutscher nach der Stadt gehen, um einzukaufen. Zu seinem Schutze erhielt er einen Kosaken mit.

So gelangte Leutnant Helmer zum zweiten Male an diesem Tage in die Stadt.

Hier herrschte ein wahres systematisches Plündern und Rauben. Die Läden der geflohenen Inhaber wurden kurzerhand aufgebrochen. Alles Nutzbare nahmen die Horden an sich, und was sie nicht verwenden konnten, warfen sie an den Boden. Die zurückgebliebenen Geschäftsleute sahen ihre Waren davonwandern und wurden mit Faustschlägen bezahlt. Wer Widerstand zu leisten versuchte, bekam einen Lanzenstich oder eine Kugel.

Nicht besser sah es in den Wohnungen aus. Verschlossene Türen wurden eingeschlagen, Möbelstücke zertrümmert, Wäsche, Kleider, Betten zerschlitzt und herumgeworfen.

Leutnant Helmer blutete das Herz. Aller Augenblicke fielen Schüsse. Auf dem Rückwege sah er eine junge Frau mit ihren zwei Kleinen vor der Schwelle eines Hauses liegen. Alle drei waren durch den Kopf geschossen.

Als er von seinem Gange zurückkehrte, empfing ihn das Mädchen weinend an der Tür. Sie brachte nichts heraus, sondern deutete nach dem Hofe. Leutnant Helmer ging nach dem Fenster.

Da sah er einen Unteroffizier seines Wachtkommandos. Die Meuchelmörder hatten ihn erschossen. Der Kopf trug eine Binde über der Stirn. Leutnant Helmer wandte sich schaudernd ab.

Das also waren die Feinde in ihrer wahren Gestalt, die Verbündeten und Waffenbrüder der Franzosen und Engländer, die sich rühmten, die Kultur als Geschenk an die Menschheit aus dem Feuer der Schlachten zu holen.

Er bat bei den Offizieren um die Erlaubnis, den toten Landsmann beerdigen zu dürfen, und an diesem Abende war sein letzter Gedanke ein inbrünstig gestammelter Racheschwur am Grabe des toten Kameraden.

* * *

Und der Tag der Rache kam!

Als Leutnant Helmer sich am Morgen des 10. September von seinem Strohlager erhob, das er sich im Oberboden des Wirtschaftsgebäudes hergerichtet hatte, herrschte auf dem Hofe wüstes Schreien und wildes Durcheinander.

Einige der russischen Offiziere ließen ihre Pferde satteln und bereithalten. Ordonnanzen kamen auf schaumgeifernden Tieren angesprengt und brachten Meldungen, die sie in erregtem Redeschwall hervorsprudelten. Irgendetwas mußte im Werke sein.

Zwischen dem Lärm erscholl aus der Ferne heftiger Kanonendonner, und Leutnant Helmer erkannte an dem kurzen, dröhnenden Pochen, daß Kruppsche Bronzemäuler ihr Machtwort sprachen.

In der Stadt fielen fortwährend Schüsse. Dazwischen Schreie, in höchstem Entsetzen ausgestoßen. Langhallende Diskanttöne aus dem Munde von Weibern und Kindern!

Bald, bald würde er helfen, Rache zu nehmen. Ein förmliches Fieber kam über ihn und jagte ihm vor Kampfesgier das Blut schneller durch die hämmernden Pulse.

Noch durfte er sich nicht hervorwagen!

Er lugte vorsichtig zwischen den Ritzen der Dachbohlen hindurch, um den Augenblick zu erwarten, der seiner Gefangenschaft ein Ende machen sollte.

Noch nicht, noch nicht!

Eben trieb eine Horde Kosaken ein Rudel junger Leute in den Hofraum, harmlose Einwohner von G. Leutnant Helmer

überflog die kleine Schar mit zählendem Auge. Dreizehn waren es, darunter zwei Knaben von 12 und 14 Jahren. Mit Lanzenstichen und Püffen trieben sie die Unglücklichen in einen Winkel des Hofes.

Leutnant Helmer sah, wie die armen Menschen sich förmlich klein machten, als wollten sie sich wie Eidechsen in den Spalten der Mauern verkriechen. Einige schrien vor Angst auf. Das schien die Blutgier der Kosaken wild auflodern zu lassen.

Sie legten ihre Karabiner an und schossen in den Menschenknäuel ohne jeden Grund hinein auf nur wenige Meter Entfernung. Dazu heulten sie ein wahres Tiergebrüll aus heiseren Kehlen. Wo sich noch ein Glied regte, stießen sie mit der Lanze in das warme, lebende, zuckende Menschenfleisch. Fast gleichzeitig bemerkte Leutnant Helmer Rauch und Flammen, die aus dem Dachraum des Herrenhauses aufloderten.

Aus dem Hause schollen gellende Hilferufe. Das war die Stimme des braven Mädchens, das ihm so treu zur Seite gestanden hatte.

„Jetzt ist's genug!" schrie Leutnant Helmer laut sich selber zu.

Wie ein Rasender sprang er quer über den Hof und stürzte in das Herrenhaus.

Es war von den Offizieren vollständig geräumt. Aus dem Salon klangen die entsetzten Schreie. Er stürmte hinein.

Ein Kosak hatte das Mädchen zu Boden geworfen. In seiner Hand blitzte ein Messer.

Wie ein Panther sprang Leutnant Helmer den Bluthund an und riß ihn von dem Mädchen zurück. Jetzt zuckte das Messer nach seiner Brust, aber schon schlossen sich die Fäuste des Riesen um den Hals des Kosaken und fingen an zu schnüren und zu würgen. Und in diesem Zusammenpressen der feindlichen Kehle kam alle aufgespeicherte Vergeltungswut zum Ausdruck für das, was er in den letzten Tagen gesehen und erlebt hatte. Es kam ihm vor wie eine heilige Handlung, dieses zweibeinige Scheusal hinzuwürgen, dem jetzt in Entsetzen die blutglühenden Raubtieraugen aus dem Kopfe traten. Er hätte ein Triumphgeheul ausstoßen können.

Das Mädchen sah wie entgeistert diesem Kampfe zu.

Auf dem Vorflur wurde es jetzt lebendig.

Die Kosaken hatten schon auf dem Hofe hinter ihm hergeschossen und waren ihm nun nachgeeilt.

„Helene, die Türe schließen, schnell!" keuchte Leutnant Helmer.

Das Mädchen begriff und warf die schwer massive, eichengeschnitzte Tür ins Schloß und drehte den Schlüssel um.

Verfolgung flüchtender Kosaken.

Es war höchste Zeit! Schon trommelten Kolbenschläge gegen die Tür, Schüsse fielen und fingen an, die Füllungen zu durchlöchern.

Helmer hatte gute Arbeit getan.

Die Fratze zwischen seinen Fäusten war blau überlaufen und in ihren Mienen erstarrt.

„So!"

Er warf den Toten in eine Ecke, wie man ein giftiges Gewürm beiseite schleudert.

Auf der Straße war inzwischen die Schießerei stärker geworden.

Was war eigentlich los? Leutnant Helmer lauschte. Waren die Kosaken auf der Flucht, oder war es nur eine Plänkelei mit einer schwächeren deutschen Abteilung, die sich zu weit herangewagt hatte? Er sah durchs Fenster.

Wahrhaftig! Die Kosaken waren in voller Flucht.

Er hörte deutlich Schreie: „Die Deutschen kommen!"

An vielen Stellen der Stadt schlugen Feuersäulen auf. Die liebenswürdigen Quartierinhaber steckten sie vor ihrem Abzuge in Brand.

Auch über ihm prasselte es im Dachwerk.

Aber horch! Dazwischen klang ein anderer Ton.

„Mädel, meinen Waffenrock, meinen Degen, schnell!" schrie er wie toll vor Freude.

Draußen jagten in voller Karriere deutsche Ulanen heran, die Lanze gefällt, die Zügel verhängt, Wut im Blick, den Mund weit aufgerissen, um den kochenden Atem aus den kampfgepreßten Lungen zu stoßen.

Da küßte Leutnant Helmer seine Uniform und seinen Degen.

Schon drangen deutsche Kameraden ins Haus.

Er riß die Tür auf. Da knieten die Feigen und schoben ihre Waffen beiseite. Er spie ihnen vor Verachtung ins Gesicht und eilte ins Freie.

Auf einem herrenlos gewordenen Ulanenpferd jagte er hinter den fliehenden Mordbrennern drein, und verrichtete sein großes, heiliges Werk der Vernichtung an diesen Bestien als Mensch und als deutscher Soldat, als ein Werkzeug der Rache in der allmächtigen Hand dessen, der die Menschheit lehrte: „Wer einem dieser Geringsten ein Leid tut, der soll des Schwertes sterben!"

Der Russenball.

Von Maria Schade, Königsberg i. Pr.

In Pillkallen herrschten die Russen. Rohe Gewalt und Grausamkeit zeichneten ihren Weg von der Grenze bis zu dem kleinen Städtchen. Auf russischen Befehl mußten die Einwohner ihren gewohnten Beschäftigungen nachgehen. Sie taten es zitternd, spähend nach der Richtung, von wo die deutschen Befreier kommen sollten.

Es ist Weihnachten. Doch nichts von Festesfreude und Weihnachtsstimmung unter den Bedrängten. Die Russen schwelgen — in fremdem Gut. Nun wollen sie tanzen ... Haben sie doch unter den Frauen und Mädchen der Bürger hübsche schlanke Gestalten gesehen. Wohlan, sie sind die Herren! Wehe den Besiegten! —

In der Straße, die aus dem Städtchen in die Felder führt, hier und da ein Haus. In einem dieser kleinen Häuser wohnt die Witwe Schulze mit ihrer 17jährigen Tochter. Still fließt das Leben des jungen Mädchens dahin. Ihre Welt ist Pillkallen, wo sie zur Schule gegangen und jetzt des Sonntags zur Kirche geht. Von ihrem Fenster aus blickt sie auf die Felder, die im Sommer grün zu ihr herüberleuchten, und die jetzt weiß sind von Schnee. Dort der Wald, in den sie zuweilen hineinhuschen darf! Viel Zeit hat Martha nicht: liegt doch seit Jahren die Mutter gelähmt auf dem Siechenbette.

Nun ist etwas Großes in ihr Leben getreten: der Krieg, die Russen. Zuerst das Furchtbare, das sie von den herannahenden Feinden hörte, und dann die Feinde selbst! Durch die Spalte der Tür hat sie die wilden Gesichter der Vorüberziehenden gesehen. Voller Angst hatte die Mutter die Arme nach ihr ausgestreckt:

„Kind! Kind! Daß Du mir nicht mehr in die Stadt gehst! Was wir von dort brauchen, die Nachbarin wird es uns holen."

Martha war ein gehorsames Kind. Streng befolgte sie jeden Befehl der Mutter. Doch die Neugier ...! Wenn man jung ist, will man sehen. Und es gab jetzt ja so viel Neues, Ungewohntes in der Stadt. Besonders zog sie die Musik an, die vom Marktplatz herüberklang. Da lauschte sie, da spähte sie — und wagte sich die Straße entlang. Aber rasch war sie wieder daheim. Wie es noch in den Füßen zuckte! Sie tanzte für ihr Leben gern, wenn sie auch noch nie auf einem Balle gewesen war. Mit hüpfendem Schritt begrüßte sie die erlösenden Strahlen der Frühlingssonne, in taktmäßigen Sprüngen hieß sie die ersten Schneeflocken willkommen. Dann lächelte die Mutter und drohte scherzend mit dem Finger:

„Kind! Kind! Wenn Du eine große Dame wärst, dann führest Du wohl alle Tage zum Ball!"

„Ach Mutter, Mutter! Ein Ball!"

Und jauchzend schlug sie die Hände zusammen und drehte sich wirbelnd im Kreise. —

Auf der Straße, die von dem Städtchen in die Felder führt, pfeift der Wind, ein häßlicher Wind, der die Schneeflocken gegen die Fenster treibt, hinter denen Martha still neben der kranken Mutter sitzt, ein Strickzeug in den fleißigen Fingern.

Da klopft es an die Tür. Das junge Mädchen springt auf. Sie freut sich immer, wenn jemand kommt: eine Unterbrechung des einförmigen Lebens. Doch jetzt tritt sie voller Schrecken zurück ... Da steht vor ihr — ein Russe. Um die Hüften ein breites Schwert, in der Hand das Gewehr, so steht er da. In seinem struppigen Bart hängen Schneeflocken. Er reicht ihr ein Blatt.

Sie liest. In dem schmalen Lichtstreifen, der durch die nur angelehnte Zimmertür dringt, zittert das Blatt in ihrer Hand.

„Sie sind falsch gegangen. Das ist nicht für mich."

Mit einer raschen Bewegung will sie dem Russen den Zettel wieder zurückgeben. Aber der schüttelt den plumpen Kopf:

„Für Dich ... ja ... für Dich."

Schwer und unbeholfen ist seine Zunge in der deutschen Sprache.

Nun schüttelt sie den Kopf.

„Es ist wirklich nicht für mich, Sie können mir glauben."

„Hier — — Witwe Schulze?" Bei der Frage fällt der Kolben des Gewehres laut auf die Diele nieder.

Martha tritt zurück, zitternd flüstert sie:

„Ja."

„Und Du — — ihr Tochter?"

„Ja — — ja — — das bin ich."

„Vorwärts! Rasch!"

Dreist blickt der fremde Kriegsknecht in das junge hübsche Gesicht. Er nähert sich Martha. Die eilt ins Zimmer, an das Bett der Mutter. Schweren Trittes folgt ihr der Fremde.

„Mein Gott! Was gibts? — Was wollen Sie?"

Mühsam hat sich die Kranke in den Kissen aufgerichtet.

„Mutter ... Mutter ... hier der Mann bringt ein Schreiben."

„Für uns?"

„Ja, ja, — — für Dich."

Wieder dröhnt der Gewehrkolben auf dem Fußboden, diesmal begleitet von einem polternden Fluch. Die Frauen beben.

Ostpreußische Flüchtlinge auf der Rast.

„Eine Einladung ... Mutter ... eine Einladung ... von dem russischen Kommandanten. Ich soll heut abend zum Ball kommen nach dem Hotel Löffke ..."

„Gleich — — mit mir — — ich mitbringen." Der Soldat wird immer zudringlicher, immer drohender klingen seine Worte.

„Unmöglich! Mein Kind! Meine Tochter!"

Draußen fällt die offen gebliebene Haustür ins Schloß. In das Zimmer tritt eine Frau ...

„Tante Lempke ...!"

Martha fliegt ihr entgegen, reicht ihr den Zettel.

„Ich weiß, ich weiß alles. Ich komme eben aus der Stadt."

„Rasch! Vorwärts!" unterbricht die rauhe Stimme des Schergen die Rede der Nachbarin.

„Ja, ja, wir werden uns beeilen. Aber bitte, kommen Sie so lange in die Küche. Ein warmer Trunk ..."

Und nun geschieht etwas, das die beiden zurückbleibenden Frauen nicht begreifen können. Voller Freundlichkeit führt die Nachbarin den Soldaten hinaus. In der Küche wird mit Tellern und Gläsern hantiert ... Wortlos blicken Mutter und Tochter sich an.

Nun tritt die Nachbarin wieder ins Zimmer.

„Ihr dürft Euch nicht weigern. Ihr seid sonst des Todes." Ihr Atem fliegt. „Hättet Ihr gesehen, was ich eben in der Stadt sah! In jedem Haus, wo eine junge Frau, ein junges Mädchen wohnt, ist ein russischer Soldat. Mit geladenem Gewehr steht er neben ihnen ... Kein Weigern hilft. Vor ihm — vor seinen Augen müssen sie sich entkleiden, Balltoilette anlegen ... Dankt Gott, daß ich noch zur rechten Zeit gekommen bin! Ich ahnte schon. Darum lief ich, lief ... Doch nun, rasch! Marthchen, Dein Kleid!"

Atemlos hat die Kranke gelauscht. Jetzt ruft sie laut:

„Mein Kind, — — meine Tochter — — zu den Russen! Nie! Nie!"

Und Martha umschlingt die Zitternde.

„Nein, nein, ich bleibe! Ich gehe nicht!"

Da schlägt eine Faust gegen die Tür.

„Frau Schulze, nehmen Sie Vernunft an! Martha, willst Du, daß sie Deiner wehrlosen Mutter das Dach über dem Kopfe anzünden?"

Hoch richtet sich das junge Mädchen auf. Sie fühlt, daß sie unter der Gewalt der Ereignisse plötzlich eine andere geworden ist.

„Ich gehe."

Ruhig klingt ihre Stimme, wenn sie auch nicht ganz der inneren Bewegung Herr werden kann.

Schon hat die kluge Nachbarin wieder das Zimmer verlassen. Und wieder hört man aus der Küche das Klappern von Tellern und Gläsern. Still liegen die Hände von Mutter und Tochter ineinander; keine spricht ein Wort.

Da ist wieder die geschäftige Frau. Über dem Arm trägt sie ein weißes Kleid.

„Nun komm, Marthchen, komm! Wir müssen uns beeilen. — Wie gut, daß wir noch im Herbste das Kleid wuschen und bügelten. Sieht es nicht aus wie neu?"

„Das soll ich anziehen?" Martha spricht wie im Traum.

„Na, was anderes haben wir doch nicht!"

„Aber da steht — auf der Einladung ausdrücklich bemerkt: Balltoilette."

„Ach was, wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Und weiß ist weiß. Komm! Komm!"

Zögernd setzt sich Martha nieder. Die Nachbarin, die in ihrer Jugend bei einer vornehmen Dame Jungfer gewesen ist, öffnet das üppige blonde Haar. Wie ein heller Schein gleitet es durch das spärlich erleuchtete Zimmer.

Die Kranke hat sich im Bett erhoben. Sie sieht und sieht. Wie sich die breiten Flechten um das lieblich geneigte Haupt schmiegen! Kaum kann es Glanz und Fülle tragen. Locke um Locke fällt auf die weiße Stirn. Die Mutter hebt die Hände. Sie möchte rufen: „Genug! Genug!"

Früher hat sie gebetet: „Gott, laß mein Kind schön werden, denn ich bin arm und kann ihre Zukunft nicht sicherstellen." Jetzt — — jetzt möchte sie statt der rosigen Blüte welke Haut sehen ... Sie bedeckt das Gesicht mit den Händen. Doch wieder hebt sie es: sie muß sehen, sehen die Pracht ... Und wie ihre Augen durch die Lieblichkeit gefesselt sind, so werden auch die Blicke der Räuber sich auf ihr Kind richten ... Wilde begehrliche Blicke ... Ihr Kind, ihre Tochter ... so rein, so unschuldig ... Sie weint, sie schluchzt ...

Das dunkle Arbeitskleid gleitet zur Erde. Martha blickt angstvoll nach der Tür, hinter der feindliche rohe Gewalt auf sie lauert.

„Laß nur, Kind, laß!" beruhigt die geschäftige Nachbarin. „Ich habe ihm gut den Mund gestopft. Der wird sich nicht sobald melden."

Wie das zarte Weiß des Halses aus der leichten Umhüllung schimmert! Wie der junge Busen sich hebt und senkt! Und wieder sieht und sieht die unglückliche Mutter. Sie muß zusehen, wie man ihr einziges Kind, ihre Tochter, den Trost und die Stütze ihres

Siechtums, schmückt, schmückt für den gewalttätigen unbarmherzigen Feind, der ihr Land und die Ihren zertritt.

Nun schlingt die Nachbarin noch eine Schärpe um die schlanken Hüften. Ohne anzuklopfen tritt der Russe ins Zimmer. Noch mit vollen Backen kauend, betrachtet er grinsend das Lamm, das er zur Schlachtbank führen soll.

„Schön! — Sehr schön! — Aber hier — mehr ... Ball!"

Die schmutzige Hand beschreibt einen tiefen Halbkreis auf der eigenen Brust.

Die Mutter sinkt zurück in die Kissen. Sie bedeckt das Gesicht mit den Händen: nichts, nichts will sie mehr sehen und hören. Martha, die sich bis jetzt still und tapfer gehalten hat, zittern die Knie: sie muß sich niedersetzen.

„Lassen Sie nun, lassen Sie!" Vorsichtig drängt die Nachbarin den rohen Söldner ein wenig zur Seite. „Wir sind arme Leute, gebens so gut wirs eben haben."

„Vorwärts! Marsch!" Wieder poltert der Gewehrkolben auf der Erde.

„Gleich! Gleich! Nur noch der Mantel. Es ist kalt draußen. Ich hole Mutters Mantel ..."

Martha ist an das Bett getreten.

„Mutter ... Ich komm ja bald wieder ... Verzage nicht ... Du kennst mich ..."

Schon wird sie in den Mantel gehüllt, den einst ihr Vater als Bräutigam der Mutter geschenkt hat. Noch der Schal um den Kopf.

„Vorwärts! Marsch!" kommandiert der Russe.

Nun gehts hinaus.

Die unglückliche Mutter schreit laut auf:

„Frau Lempke, um unseres Herrn Jesu willen, gehen Sie mit! Lassen Sie mein Kind nicht allein ..."

Die Nachbarin reißt ihr Tuch vom Nagel. Sie eilt aus dem Zimmer.

Der Wind heult. Zitternde weiße Schneeflocken wissen nicht, wo sie vor Angst bleiben sollen. Sie gleiten zur Erde, sie werden zertreten von dem schweren Fuß des russischen Räubers. Dicht vor ihm schreitet Martha. Der lange schwarze Mantel verhüllt sie ganz. Es sieht aus, als wandle sie in einem Sarge. Keinen Blick läßt die Nachbarin von dem seltsamen Zuge. Der Wind bläst ihr gerade ins Gesicht. Wenn es doch ein Traum wäre, alles ein Traum!

Da ist schon der Marktplatz. Dort ... Hier ... Von allen Seiten kommt es daher ... Immer das gleiche Bild; voran eine ver-

Drei Männer auf einem Pferd.

Russische Kosaken befördern auf ihren Gäulen je zwei Infanteristen in die Front, eine primitive Beförderungsweise, die, im Falle des Mißlingens der Offensive, zu schweren Katastrophen führt.

mummte Frauengestalt, dahinter ein russischer Soldat mit geschultertem Gewehr.

Die hohen Fenster des Hotels Löffke hell erleuchtet. Die große Eingangstür weit geöffnet. Eine dunkle Gestalt nach der anderen verschwindet ...

„Marthchen!"

Die Nachbarin schreit es laut. Der Wind pfeift höhnisch dazwischen. Niemand hat das Wort gehört.

„Marthchen!"

Die Gerufene wendet sich nicht um. Auch sie — verschwunden.

Da packt Grausen, furchtbares Grausen die sonst so ruhige besonnene Frau. Es schüttelt ihre Glieder. Es jagt sie zurück wie mit Peitschenhieben. Auf einmal wird ihr alles, alles klar. Das Schreckliche steht vor ihr ... Und sie ... sie hat dazu verholfen.

„Ich wollte sie ja retten." Sie schreit es laut, laut hinein in die dunkle Nacht. „Wenn sie sich geweigert ...! Mein Gott! Mein Gott! Ist doch jedem der Soldaten unbeschränkte Gewalt gegeben ... Und die hilflose Alte ...!"

Die Frau eilt dahin, als würde sie verfolgt. Vor dem Siechenlager der unglücklichen Mutter sinkt sie nieder, bedeckt die zitternden Hände mit Küssen ...

Wehe den Besiegten! — —

Wie im Traum ist Martha die breiten, teppichbelegten Treppen in die Höhe gestiegen.

„Rechts!" kommandiert hinter ihr der Soldat.

Sie tritt in die Garderobe. Man nimmt ihr den Mantel von den Schultern, den Schal vom Kopfe. Sie läßt es wortlos geschehen. Nun blickt sie in den Spiegel ... Kaum, daß sie sich selbst erkennt. Mit der Hand ordnet sie noch einmal das Haar. Um sie herum geputzte Gestalten ... Hier und da ein Gesicht, das sie kennt .. Niemand spricht ein Wort ... Das Schweigen des Todes. Und dazu dieser Glanz! Wie es von der Decke, von den Wänden flammt!

Der Soldat an der Tür, der mit dreisten Blicken jeder Ankommenden ins Gesicht starrt, jede des Mantels Enthüllte grinsend betrachtet, macht Martha ein Zeichen. Sie folgt ihm. Einen Korridor schreiten sie entlang. Nun steht sie in dem großen Saale. In ihren Wimpern hängt noch eine Schneeflocke. Oder ist es eine Träne? Mit der Hand fährt sie über die Augen, über die Stirn ...

Da tritt ein junger, hochgewachsener Offizier auf sie zu. Die Abzeichen der russischen Uniform funkeln in dem hellen Lichte.

„Wie schön, mein Fräulein, daß Sie gekommen sind!"

Er blickt ihr in das liebliche Gesicht. Sie sieht ihn auch an. Auf den vollen roten Lippen, über denen sich ein kleiner dunkler Schnurrbart wölbt, ein Lächeln ...

Dieses Lächeln paßt nicht zu Marthas Stimmung. In ihm liegt etwas, das sie verletzt.

„Ich mußte ja kommen."

Sie hebt das Haupt! In den üppigen Flechten, auf jeder Locke goldiger Glanz.

„Nun, ich hoffe, daß Sie unserer Einladung gerne gefolgt sind."

Sie schüttelt den Kopf.

„Ich habe eine kranke Mutter daheim, die ohne mich hilflos ist."

„Nun, nun, diese eine Nacht ..." Er ergreift ihre Hand. „Es wird Ihnen schon bei uns gefallen."

Sie bemüht sich, ihre Finger aus den seinen zu ziehen, aber der Druck seiner Hand ist fest. Wohlgefällig betrachtet er sie, immer das gleiche Lächeln auf den vollen roten Lippen.

Jetzt tritt er von ihr fort, in die Mitte des Saales. Er gibt ein Zeichen. Sie blickt um sich. An den Wänden elf Klaviere, immer eins hinter dem anderen, wie durch Befehl aufgerückt. Um sie herum nur russische Uniformen und dazwischen Damen in lichten, schimmernden Kleidern. Deutlich sieht sie nichts. Es ist ihr, als wäre alles fern — und doch ist alles nah. Einsam kommt sie sich vor, allein, wenn auch viele Blicke auf ihr ruhen. Der ungewohnte Glanz blendet ihre Augen. Sie denkt an das spärlich erleuchtete Zimmer daheim, an die kranke Mutter ... Ob wohl Frau Lempke bei ihr geblieben ist? Gewiß wird die Gute das tun. Sie drückt sich in eine Ecke des Saales. Die anderen Damen haben alle Handschuhe. Ihre Hände sind rot von der Kälte draußen. Sie sucht sie zu verbergen.

Da kommt wieder der Offizier ... Seine Augen gleiten von Gruppe zu Gruppe. Dichter drückt sie sich an die Wand. Doch er hat sie schon gefunden ...

„Sie tanzen gewiß sehr gerne, mein Fräulein?"

Er legt seinen Arm um ihre Taille, er zieht sie nach vorne.

„Ich kann nicht tanzen."

In diesem Augenblick setzt die Musik ein; laute verwirrende Musik.

„Ich kann nicht tanzen," wiederholt Martha.

Mit einem festen Griff zieht er sie an sich. Ihr Herz schlägt an dem Herzen des Feindes.

„Ich will nicht tanzen."

Er scheint nichts zu hören. Er reißt sie mit sich fort. Unwillkürlich bewegen sich ihre Füße in gleichem Takt wie die seinen. Einen Augenblick vergißt sie alles. Die Freude am Rhythmus, unter dem sich ihre Glieder heben und senken, nimmt sie ganz gefangen. Und dann die rauschende Musik! Der Glanz ringsumher! Jeder Nerv ihres jungen Körpers gespannt. Sie vergißt, mit wem sie tanzt. Nur daß sie tanzt, daß sie sich wiegen und drehen kann, daß sie so dahingleitet, ohne kaum die Erde zu berühren, erfüllt sie mit Wonne. Es ist ihr, als flöge sie höher und höher ... Die elf Klaviere jubeln ...

Plötzlich ... Da schlägt etwas in ihr erhitztes Gesicht ... Es ist der Zipfel einer russischen Fahne, die sich durch den Windzug von der Wand, die sie schmücken soll, gelöst hat. Dieser Schlag ... kalt ... scharf ... Sie blickt auf das feindliche Siegeszeichen, das sich vor ihr bläht ... Alles, alles tritt wieder in ihr Bewußtsein, die Vergangenheit, die Gegenwart ... Verflogen der Rausch. Kein Glanz blendet sie mehr. Warum jubeln denn diese elf Klaviere? — Sie müssen jubeln, weil die Russen gesiegt haben. Und die Besiegten? — Heiß steigt es in ihre Schläfen. Trauern sollten sie in schwarzen Kleidern, das Haupt verhüllen. Und da — — da tanzen sie! Eben fliegt an ihr vorüber die jüngste Tochter des Bäckermeisters drüben vom Markt ... Vor einer Woche fiel ihr der einzige Bruder. Sie hat das Mädchen im Schmerze gesehen, bleich von Tränen. Und jetzt — —jetzt tanzt sie in rosigem Kleide! Warum? Weil sie tanzen muß, weil vor der Tür ein russischer Soldat gestanden hat mit geladenem Gewehr — wie vor ihrer Tür.

„Ich will nicht mehr tanzen."

Der Offizier, der sie fest umschlungen hält, beachtet nicht ihr Wort. Auf seinem Gesicht immer dieses Lächeln ...

„Ich kann nicht mehr tanzen."

Rascher, nur immer rascher wirbelt er sie durch den Saal. Hat sie denn keinen Willen mehr? Mit Gewalt will sie sich von ihm frei machen. Aber es geht nicht: Sein Arm ist stark. Nun ja, er ist der Sieger, und sie — — die Besiegte.

Und plötzlich fühlt sie einen Haß, einen furchtbaren Haß gegen den Mann, in dessen Armen sie liegen muß. Um sie herum wird es lebendig: blutige verzerrte Gesichter ... Zu ihren Füßen winden sich verstümmelte Glieder ... Das sind die Ihren, die für sie gekämpft haben, für sie geblutet ... Der Mörder tanzt lächelnd über diese Qual hinweg ... Und sie — — sie tanzt mit dem Mörder ...

„Ich will nicht mehr tanzen."

Kosaken beim Flußübergang.

Sie ruft es laut.

Der Duft, der seiner Uniform entströmt, und der ihr anfänglich angenehm gewesen ist, wird zum Leichengeruch. Beide Hände drückt sie gegen seine Brust.

„Ich kann nicht mehr tanzen."

Noch ein Schwung ... ein wirbelnder Flug ... dann sitzt sie auf rotem Polster. Lächelnd sieht er neben ihr.

„Nun, war das nicht schön?"

Ihr Busen hebt und senkt sich wie im Krampfe. Sein Atem geht ruhig.

„Wissen Sie, so — — so hab ich lange nicht getanzt. Ich muß mich zuweilen ausrasen, und Sie sind herrlich dazu — — wie geschaffen für mich."

Er setzt sich dicht an ihre Seite. Ihr ganzer Körper bebt.

„Und was Sie jetzt für schöne rote Backen haben! Vorhin, als Sie in den Saal traten, waren Sie so bleich!"

Er streicht über ihre Wangen. Sie stößt seine Hand zurück.

„Nun, nun! Sie sind ja wie ein kleiner Igel. Aber ich — ich fürchte mich nicht vor den Stacheln. Die breche ich. Warten Sie, wenn wir noch einmal zusammen getanzt haben ..."

„Ich tanze nicht mehr." Trotzig wirft sie das Haupt zurück.

„Oho, das klingt ja nach Widerstand! Den gibts bei uns nicht. — Aber, wir beide sind doch keine Feinde, nicht wahr? — Ich kämpfe nur mit Männern. Die Frauen ..."

Und nun wird seine Stimme zum Flüstern ... Sein Atem berührt ihre Schläfe ... Sie will aufspringen. Er drückt sie auf das Polster zurück.

„Seien Sie doch nicht so borstig. Sehen Sie! Bei Ihnen sträubt sich sogar das Haar ... Sie verlieren eine Nadel."

Und wirklich fühlt sie, wie eine ihrer Flechten sich lockert. Sie greift danach ... Aber schon fällt sie über ihren Nacken ...

„Alle Wetter! Alles fest! Das muß ich sagen ... Und dieser Glanz!"

Ihr Haar liegt in seinen Händen. Sie reißt es ihm fort ...

In diesem Augenblick kommt ein Soldat vorüber, der ein Tablett mit schäumenden Gläsern trägt.

„Hierher!"

Der Offizier reicht Martha ein Glas.

„Ich trinke keinen Wein."

„Aber das ist ja Sekt, feinste Marke aus dem Keller des Herrn Löffke. Probieren Sie doch! Das macht gefügig. Französischer Sekt bricht deutschen Willen."

Martha preßt die Lippen aufeinander, schüttelt den Kopf.

„Nun denn — — Ihre Schönheit! Und daß wir noch recht lange zusammen bleiben!"

Er lacht kurz auf. Zwei, drei Gläser gießt er herunter. Seine Augen blitzen.

„Himmel, wie schön wird das heute noch werden! Können Sie sich denn gar nicht freuen. Gleich werden wir wieder tanzen ..."

Und wieder beugt er sich dicht zu ihr ... Seine Hand liegt auf ihrem Arm ... Gleich einem Stich geht es durch ihren Körper ... Wie unbarmherzig diese Hand gegen die Ihren gewesen ist, die draußen auf der kalten Erde bluten! Das Polster, auf dem sie neben ihm sitzen muß, ist rot — von diesem Blut!

„Bitte ... bitte!" Heiß tritt es ihr in die Augen, aber mit Gewalt drängt sie die Tränen zurück. „Holen Sie mir ein Glas Wein ... Jetzt ... jetzt möchte ich ... trinken ..."

Er erhebt sich.

„Na also! Nun kommts ... Die Genüsse, die man noch nicht kennt ..."

In dem bunten Gewühl ist er verschwunden.

Sie springt auf. Keinen Blick wirft sie mehr zurück. Da huscht sie schon den Korridor entlang ... Der Mantel ... Der Schal ... Sie tritt in die Garderobe, aber dort ... Ein russischer Soldat hat die Frau, die die Kleidungsstücke bewacht, mit Gewalt an sich gepreßt. Sie weint ... sie fleht ...

Entsetzt wendet sich Martha ab. Die Treppe leer ... Niemand sieht ihre Flucht ... Da steht sie auf der Straße ... Der Wind heult ... Er packt ihr weißes Kleid ... Er zerrt an ihrem Haar ... Fort! Nur fort! Ihre Füße versinken im Schnee ... Sie fällt ... Sie rafft sich wieder auf ... Sie läuft weiter ...

Wie die Dunkelheit ihr wohltut gegen den furchtbaren Glanz dort oben! — Hier — — hier hat die Hand, der Arm des Feindes gelegen ... Der Sturm, die Kälte fegt die ekle Berührung von ihrem bebenden Körper fort. Wie ein Gespenst huscht sie an den nächtlichen Häusern vorüber. Wenn man ihr folgte, sie zurückbrächte! — Doch nein, nein, er weiß ja nicht ihren Namen, ihre Wohnung. Wenn sie nur erst daheim wäre! Auf der Straße kein Mensch, am Himmel kein Stern. Naß fällt es in ihr glühendes Gesicht ... Da — — sie öffnet die Lippen — — ein jubelnder Ton ... Ihr Häuschen ... Durch die Fensterladen ein schmaler Lichtstreif ... Sie warten ...

„Da bin ich! Da bin ich!"

Zitternd schlägt die vor Kälte brennende Hand an die Tür ... Die Tür geht auf ... An der Nachbarin vorüber stürzt Martha ... Schon liegt sie in den Armen der Mutter.

„Da bin ich! Da bin ich!"

Mehr kann sie nicht sagen. Sie sinkt nieder ...

„Kind! Mein liebes Kind!" Zärtlich tastet die Hand der Kranken über das vom Sturme zerwühlte Haar. „Gott! Gott! Daß Du sie mir wiedergegeben hast!"

Die Nachbarin zieht der vom Frost Geschüttelten die nassen Kleider ab. Sie legt sie ins Bett. Sie holt ihr einen wärmenden Trank. Die Mutter hat die Hände gefaltet, ihre Lippen bewegen sich in lautlosem Gebet. Keine der Frauen spricht ein Wort.

Mit weit geöffneten Augen liegt Martha da. Die Nachbarin trocknet ihr das nasse Haar. Da zuckt das junge Mädchen zusammen, stößt die helfende Hand von sich.

„Ich bins ja, Marthchen, ich ..."

„Ja — — ja — — Du — — ich bin — — bei Euch — —"

Und wieder beben die Glieder im Schüttelfrost, die Zähne schlagen aufeinander. — Wie die Wangen glühen! Die heißen Hände tasten über die Bettdecke ...

„Mutter ...! Mutter ...!"

„Was ist Dir geschehen, mein liebes, liebes Kind?"

„Nichts, nichts." Schon spricht sie wie im Traum. „Ich mußte mit ihm tanzen ... Nie, nie wieder will ich tanzen ... Hier, hier hat er mich angefaßt ..." Ihre Finger liegen auf dem Kopfe, auf der Schulter. „Ich stieß ihn zurück ... Er wollte mein Haar öffnen — — Da lief ich fort."

Und noch mehr spricht sie, aber ihre Worte verwirren sich: ein buntes Durcheinander. Die elf Klaviere ... die vielen Lichter .. Die fremden Uniformen ... der schäumende Wein ...

Mühsam aufgerichtet lauscht die Mutter. Stunde nach Stunde verrinnt. Immer undeutlicher wird Marthas Stimme ...

„Sie schläft."

Auf Zehenspitzen verläßt Frau Lempke das Bett des jungen Mädchens. —

Noch einmal — der erste Strahl des jungen Tages gleitet gerade über die Diele des Zimmers — richtet sich Martha hoch in den Kissen auf.

„Nie, nie werde ich wieder tanzen ... Nun kann mich kein Feind mehr dazu zwingen ..."

Sie sinkt zurück. Besänftigend legt Frau Lempke die Hand auf die glühende Stirn. Scheu gleitet ihr Blick von der Tochter zur Mutter. Die hat noch immer die Hände gefaltet.

Und wieder geht Stunde nach Stunde lautlos vorüber. Dann sagt die Nachbarin:

„Frau Schulze ... ich denke ... es wäre wohl gut, wenn ich den alten Doktor holte ...“

„Ja, ja, gehen Sie! Wenn er nur kommt!“

„Ich lasse nicht nach. Ich bring ihn gleich mit.“

Und schon ist sie draußen.

Die Mutter blickt hinüber nach dem Bett ihres Kindes. Wie still es dort ist! — Wenn sie doch wieder spräche! — Und wäre es auch nur ein Wort ...

Aber sie spricht nicht. Da faltet die Hilflose von neuem die Hände ...

Der alte Doktor kommt. An der Tür zieht er den Pelz ab, von dem es schwer und naß herniederfällt: in dieser Nacht ist der Schnee, der noch am Abend weiß war und tanzte, zu Schmutz geworden, der nun zertreten auf der Straße liegt.

Schon steht der hilfsbereite, ehrwürdige Mann an dem Bette der Kranken. Er greift nach ihrer Hand ... Er lauscht an dem jungen Herzen ... Dann streicht er über das blonde Haar ... glättet die Kissen ...

Nun geht er hinüber zu der Mutter.

„Frau Schulze, wir müssen alle opfern. Unser Herrgott geht diesmal an keinem vorüber ... Mir ist der einzige Sohn gefallen ... Gerade durchs Herz haben ihn die Russen geschossen ... Und Ihre Tochter ... die haben die Russen auch ins Herz getroffen ... Aber unsere Kinder sind in Ehren von uns gegangen. Welcher Trost das ist, was das bedeutet, das würden Sie fühlen, wenn Sie, so wie ich seit dem Morgen herumliefen ... Die Tränen, die ich gesehen habe! — Der Jammer in der Stadt! — Ihre Tochter ist verschont geblieben, ich weiß es. Sie lief davon, ehe noch die grausige Gewalt über sie kam ... Ihr ist wohl. Und nun, meine liebe Frau Schulze, Gott befohlen! Seien Sie stark! Über uns ist ein Rächer!“

Er geht.

Draußen auf der Straße schüttelt er das graue Haupt, seine Lippen flüstern:

„Wehe den Besiegten!“ —

„Frau Lempke!“ Die unglückliche Mutter winkt der treuen Nachbarin, die regungslos an der Türe stehen geblieben ist. „Was hat er gesagt?“

Da bricht die Frau in Tränen aus. Nun weiß die Einsame alles, alles . . .

„Daß ich nicht noch einmal ihr sagen kann, wie lieb ich sie habe . . wie gut sie war . . . — — Aber ich denke — — sie hörts . . .“

Und wieder legen sich die Hände ineinander und wieder eilt die Seele hinweg von den Schrecken dieser Erde hinauf zu dem großen Frieden.

Kosak! Kosak!

Von Maria Schade, Königsberg i. Pr.

Im Jahre 1813 war der Ruf: „Kosak! Kosak!“ der größte Schrecken für die Napoleonische Armee, die, aus Rußland kommend, durch Ostpreußen zog. Irr vor Hunger, taub und blind von Kälte nahmen die unglücklichen Überreste des größten Heeres, das seit Xerxes Zeiten die Welt gesehen hatte, ihre letzten Kräfte zusammen, um weiter zu fliehen und nur nicht den wilden Steppenreitern in die Hände zu fallen. Hundert Jahre später, und wieder ist der Ruf: „Kosak! Kosak!“ der größte Schrecken — jetzt für die friedlichen Landbewohner Ostpreußens. Die Männer ballen die Fäuste, bleich wie der Tod werden die Frauen. — —

Ein Kosakendorf, 1200 Werst südlich von der sibirischen Eisenbahn. Ländlicher Friede. Ringsum Berge mit weißen Häuptern, dichte Wälder. Männer und Frauen bei der Feldarbeit, nur Greise und Kinder vor den niedrigen Hütten. Da zerreißt ein jäher Ruf die Stille: „Krieg! Krieg!“

Ein Reiter kommt dahergesprengt; das Roß schäumt, um seine Schultern flattert eine rote Fahne.

„Krieg! Krieg!“

Alles drängt sich heran, alles eilt herbei. Männer und Frauen verlassen ihre Arbeit. Der Zar ruft seine Kosaken, und willig, ohne eine Frage, ohne auch nur den Ausruf einer Klage gehen die Kosaken in den Stall, um das beste Pferd auszusuchen, denn weit wird der Ritt sein, den sie zu machen haben. Die Frauen legen unterdessen die Waffen, die Kleider bereit. Niemand fragt: „Wer

ist denn der Feind? Gegen wen sollen wir kämpfen?" Väterchen Zar befiehlt zum Kriege. Was gehts den Kosaken an, wen sein Säbel trifft!

Wieder kommen Reiter auf dampfenden Rossen. Der Altaman, der Häuptling der Kosaken, nimmt ihre Meldungen entgegen. Keine Neugier. Die zum Kampfe gerufenen Männer zwischen 18 und 43 Jahren sollen bis nach Omsk reiten. Das genügt ihnen. Was dann kommt? Der Himmel ist hoch, die Welt weit ...

In der kleinen hölzernen Kirche bereitet der Pope alles zum Gottesdienste. Das Weihwasserbecken wird aus dem heiligen Raume getragen, geweihte Kerzen darum angezündet. Die Sonne glänzt, der grüne Rasen leuchtet. Starr sehen die Berge mit den weißen Häuptern herab. Heiligenbilder und Kirchenfahnen. Alles sammelt sich um den Priester in dem grellblauen Gewande. Er spricht. Jetzt erst erfährt die Menge, daß der Krieg gegen Deutschland geht. Und wieder kein Staunen. Deutschland soll gezüchtigt werden. Nun gut, die Kosaken haben Fäuste ...

„Gott ist mit Euch!" ruft der Pope. „Nicht ein Haar wird von Euren Häuptern verloren gehen. Niemand wende dem Feinde seinen Rücken zu! Denkt immer daran, daß Ihr, wenn Ihr das tut, die ewige Seligkeit Eurer Seelen verliert ..."

Und weiter spricht er. Aber keine Mahnung zur Mäßigung, zur Manneszucht, kein Erinnern an das siebente Gebot. Der weißhaarige Pope kennt seine Gemeinde.

„Gott segnet seine treuen Slawen!"

Nun drängen sich die schon Gewaffneten herzu, um ihre Köpfe unter die Bibel zu legen. Jeder wirft sich nieder im Gebet, jeder küßt das Kreuz in des Priesters Hand, jeder läßt sich die Stirn mit heiligem Wasser benetzen.

Dann springt er auf, greift nach dem Zügel seines Pferdes. Und nun geht es nach der größten Wiese im Dorfe. Ein Feuer lodert zum Himmel. Über dem Feuer bratet ein Ochse. Wutki fließt in Strömen.

Ein alter Mann hält einen Rubel in die Höhe, weist auf das Bild des Zaren. Wilder Taumel erfaßt alle.

„Gott segne den Zaren ..." erdröhnt es aus tiefen und hellen Kehlen. Alle tanzen, wild, zügellos ... Die Weiber schluchzen und dann fallen auch sie in den wüsten Jubel ein ...

Der Offizier gibt ein Zeichen. Alle sitzen in den Sätteln. Die Weiber, die Kinder, sie reiten noch ein Stück des Weges mit ... Ab und zu wendet noch einer der in den Krieg Ziehenden den Blick

nach der Kirche ... Da wehen die Fahnen ... Da hebt der Priester noch einmal die Hände ... Fort! Fort in Feindesland! — —

Und das Land, in das diese Horden fielen? — Ostpreußen!

„Die Kosaken sind keine Menschen," sagen die unglücklichen Bewohner des flachen Landes, die nicht rechtzeitig fliehen konnten, und die ganze Wildheit der sibirischen Horden fühlen mußten. „Ihre Augen sind gleich den Augen der Raubtiere. Nichts wissen sie von soldatischer Zucht."

Knaben und Frauen, die friedlich von der Feldarbeit kamen, schleppten sie mit sich. Dann wurden ihnen die Gefangenen eine Last.

„Ihr könnt gehen, Ihr Hunde!"

Noch ein Stoß. Die Unglücklichen beeilten sich, heim zu laufen. Da ein Schuß — — Im Rücken der Wehrlosen abgefeuert — — Die Frau liegt in ihrem Blute — —

Vor ihrer Kirche hatten sie gekniet, das Haupt geneigt ... Und nun wenige Wochen später ... Schauervoll erzählen ostpreußische Kirchen von den Greueln der Kosaken ...

Abschwangen ... Die Türen der heiligen Stätte weit geöffnet, damit der Geruch des Blutes, der Schrecken herausströme. Der Hauptgang, der Platz vor dem Altar weiß bestreut mit Chlorkalk; Tannen- und Wacholderzweige liegen umher. Auf dem Fußboden dunkle feuchte Stellen: das Blut scheint hier nicht verschwinden zu können. Auf den Altarstufen braunrote Flecken: furchtbare Zeugen dieser furchtbaren Stunde.

Und was hatte denn der unglückliche Ort getan? Die Russen behaupteten, daß aus Abschwangen geschossen worden sei. Umsonst beteuerten die Friedlichen ihre Unschuld. 61 Männer wurden erschossen, erschossen vor den Augen ihrer Frauen, ihrer Kinder. — —

Santoppen. — In sommerlichem Glanze liegt das kleine Kirchdorf da. Alles atmet auf, denn die Kosaken, die eine Weile den Ort besetzt hatten, ziehen wieder fort. Schon sammeln sie sich zum Abmarsch.

In dem Pfarrgarten steht der würdige Geistliche, der während der schweren Zeit treu für seine Gemeinde gewirkt hat. Er steht da mit seinem Freunde, einem Professor, der mit Schwestern und Tante zum Besuch bei ihm weilt, und den die Russentage verhindert haben, heimzukehren. Der Professor ist ein Philosoph. In ernstem Gespräche sind die beiden Männer vertieft.

Da tritt eine Frau auf den Pfarrer zu. Sie kommt, um eine Bitte zu wiederholen, die der Seelsorger nicht gewähren kann.

„. . . So wahr ein Gott dort oben im Himmel lebt . . ." (Seite 49.)

„Ich habe es Ihnen doch schon gesagt, liebe Frau, das Begräbnis Ihres Mannes kann jetzt in der Kriegszeit nur ganz einfach sein, ganz in der Stille. Auf keinen Fall darf geläutet werden."

Die Unverständige bricht in Tränen aus.

„Mein Mann ohne Glockengeläut zu Grabe gebracht! Nein, nein, Herr Pfarrer, das geht nicht. Was müssen die Menschen denken!"

„Jeder weiß, daß der Ton der Glocke die fortreitenden Kosaken zurückrufen würde. Gehen Sie mit Gott, liebe Frau, und danken Sie dem Herrn, der uns gnädig durch die Feindeszeit geführt hat!"

Die Witwe geht, schluchzend, ganz verzweifelt. Da trifft sie einen Tischler, der mit ihrem verstorbenen Manne befreundet war. Sie klagt ihm ihr Leid.

„Wenns weiter nichts ist!" ruft der Unbesonnene, „da kann ich Ihnen helfen. Der Weg zum Kirchturm ist mir vertraut, hab oft dort oben gearbeitet."

In tiefem, ernstem Gespräche wandelt der Pfarrer wieder mit seinem Freunde in dem Garten. Da tönt durch die linde Sommerluft ein Glockenschlag — ein zweiter — ein dritter — — Der Pfarrer erbebt. Er stürzt nach der Kirche ... Seine zitternde Hand winkt empor zum Turme ... Er ruft ... Umsonst.

Auf der Straße dröhnen schon Hufschläge ... Waffen klirren ...

„Die Kosaken! — Die Kosaken sind wieder da!"

Furchtbar gellt der Ruf durch die ländliche Stille.

Der Professor ist seinem Freunde in die Kirche nachgeeilt. Nun stürzen auch seine beiden Schwestern, seine alte Tante aus dem Pfarrhause. Sie eilen gleichfalls ins Gotteshaus. Die Furcht vor den wiederkehrenden Russen treibt auch noch andere der friedlichen Landleute in den heiligen Raum.

Draußen donnern Kommandorufe ... Die Kosaken springen von den Pferden ...

Die in die Kirche Geflüchteten schließen von innen die Tür ab ... Flüche, Schläge ... Die Tür springt auf ...

„Wer hat hier geläutet?" ruft der Offizier.

Wild stürmen die Kosaken über die Schwelle. Das Gotteshaus wird durchsucht. Eine der Schwestern des Professors hat sich in einen Schrank im Glockenturm geflüchtet. Der Schrank wird aufgerissen ... Sie fällt auf die Knie.

„Ich — — ich habe nicht geläutet, ich weiß auch nicht, wer es tat ..."

Der Offizier gibt ein Zeichen. Ein Kosak packt sie an der Schulter ...

„Schonen Sie mich!" ruft sie und hebt bebend die gefalteten Hände.

Der Offizier blickt auf die emporgehobenen Hände, um die die Unglückliche in ihrer Todesangst einen Rosenkranz geschlungen hat.

„Ich will Ihnen glauben," sagt er. „Stehen Sie auf! Ihnen soll nichts geschehen." Und nun zieht seine Hand auch einen Rosenkranz aus der Tasche. „Sehen Sie, ich bin auch katholisch."

Das gute Deutsch, das der Offizier spricht, erfüllt alle mit einem Strahl von Hoffnung. Der Pfarrer, der den Weg zum Turme gesucht hat, wird heruntergeschleppt. Er erzählt den Vorgang. Er hebt die Hände:

„So wahr ein Gott dort oben im Himmel lebt, das Läuten ist ohne mein Wissen und ohne meinen Willen geschehen. Ich habe es nicht befohlen. Meine Gemeinde und ich sind unschuldig."

Der Offizier zuckt die Achseln.

„Aus Ihrer Gemeinde ist Sturm geläutet, man wollte uns überfallen. Daß es nicht gelang ... Sie haften für Ihre Gemeinde. Das Kriegsrecht fordert Ihren Tod."

Die Kosaken schleppen die Unglücklichen aus der Kirche.

„Hier nicht. — Dort!" Die Hand des Offiziers weist nach der Mauer des Gasthauses.

Nun werden alle dorthin gebracht. Die Kosaken durchsuchen die Häuser. Die Männer bindet man, führt sie zum Richtplatz. Die Frauen werfen sich auf die Knie ... Jammernde Schreie zerreißen die Luft ...

An der Mauer steht neben dem würdigen Pfarrer der Professor. Die beiden Freunde sehen sich noch einmal an ... In ihren Blicken die Ruhe des gläubigen Denkers ...

Die Schüsse fallen ... Jeder Schuß — ein Leben.

Verschwunden Santoppens Sommerglanz, der Friede seiner Häuser, seiner Felder. Blut, unschuldig Blut schreit zum Himmel.

Das sind die Kosaken, vor denen die durch Gottes Gericht geschlagenen Franzosen vor hundert Jahren erbebten, bei deren Namen der ostpreußische Landmann die Faust ballt, das ostpreußische Weib bleich wird wie der Tod. Sie haben gefrevelt auf jedem Fußbreit der ostpreußischen Erde, über die sie zogen. Ihr Weg — Greuel, Mord.

Doch selbst die wildesten Horden können durch starke, gebietende Hand gebändigt werden, durch einen Willen, der sich mächtig über das niedrige Wollen erhebt. Das zeigen Beispiele aus der Zeit dieser entsetzlichen Invasion. So in Lyck, das, wenn auch nur kurze

Zeit, unter russischer Herrschaft stand. Eine Bande von etwa fünfzig Kosaken plünderte einen Kaufmannsladen. Vergebens bat der Besitzer um Schonung, da der Gouverneur doch den Einwohnern von Lyck seinen Schutz zugesagt habe. Immer wüster hausten die Kosaken in dem fremden Eigentum. Da sah der Kaufmann einen russischen Oberst auf der Straße. Er eilte hinaus, er flehte ihn um Schutz an. Sofort trat der Offizier in den Laden und befahl den Plündernden, alles, was sie hier gefunden hatten, liegen zu lassen. Die Kosaken gehorchten — nur widerwillig. Einige machten sogar Miene, sich auf den Offizier zu stürzen. Der hob die Hand mit der Pistole — gebückt schlichen alle von dannen. — —

Und dann die Kosaken, die plötzlich auf einem prächtigen Gute erschienen. Fest hatte sich der treue Verwalter des Gutes vorgenommen, die ihm anvertrauten Menschen und Tiere nicht zu verlassen. Furchtlos trat er den Feinden entgegen. Das war wildes Volk, aber ihr Anführer ein kraftvoller, wohldenkender Mann. Der Gutsverwalter behandelte die Russen wie seine Gäste. Dem Hetman gefiel es in seiner Nähe wohl, er hatte Vertrauen zu dem ruhigen ernsten Deutschen. Auf dem Hofe ging alles friedlich zu. Die Kosaken gehorchten jedem Wink ihres Offiziers. Der sprach gut deutsch und liebte es, sich mit dem Verwalter zu unterhalten.

„Ihr werdet es unter uns gut haben," sagte er in der festen Zuversicht, daß Ostpreußen bereits zu Rußland gehörte. „Es wird Euch schon bei uns gefallen. Die Preise allerdings werden andere werden, besonders für Getreide . . ."

Der kluge Verwalter schwieg, wußte er doch, daß, so lange sich auch nur eine deutsche Faust noch heben konnte, Ostpreußen nie unter russische Herrschaft kam.

Gerne sprach der Hetman von seiner Heimat, seiner Familie. Wie ihm dann die Augen leuchteten! Hatte er doch ein junges Weib, vier Knaben.

„Ich werde sie wiedersehen," sagte er jedesmal zum Schluß.

Dem Verwalter erschien dieser allzu sichere Blick in die Zukunft etwas seltsam. Der Russe sah den Krieg eben schon als gewonnen an. Ostpreußen war erobert; das übrige Deutschland würde auch so leichten Spieles fallen.

Eines Morgens, als die beiden Männer wieder beisammen saßen, tönte plötzlich wildes Geschrei auf dem Hofe:

„Die Prußkes! — — Die Prußkes!"

Der Russe sprang auf, eilte hinaus . . .

Kommandorufe . . . Waffengeklirr . . . Rossegestampf . . .

Wirklich, da — da blitzte es schon — — Deutsche — —

Wie der Sturm sausten die Kosaken davon.

Der Verwalter eilte den Kommenden entgegen ... Freunde ... Rettung ...

Sie sprengen über den Hof ... den Feinden nach ...

Dem Verwalter jauchzt das Herz und doch ... Hier seine Freunde, dort seine Gäste ... Ja, sie hatten an seinem Tische gesessen ... von seinem Brote gegessen ... Wohl waren es seine Feinde, aber nichts Feindliches war zwischen ihnen geschehen.

Die Deutschen holen die Russen ein ...

Der Verwalter sieht, wie jeder der Kosaken fällt ... Der Hetman ... Er wendet sich um ... gibt einen Befehl ... Da trifft auch ihn die Kugel ... Er stürzt vom Pferde ...

Ob er wohl noch einmal an sein junges Weib denkt, an seine vier Knaben?

„Ich werde sie wiedersehen ..."

Nun liegt er mit durchschossenem Kopfe auf der Straße ... Die ostpreußische Erde, die keine Fremdherrschaft duldet, trinkt sein Blut ...

Aus dem Osten.

Ein junger Reiteroffizier, der Sohn eines bekannten Braunschweiger Rechtsanwalts, schreibt uns:

Gut Gr.-Schl., 3. September 1914.

Seit gestern abend bin ich hier mit der Schwadron im Quartier und habe seit langer Zeit zum ersten Male wieder in einem Bett geschlafen. Die letzte Zeit war hart, sehr hart, aber auch reich an großen Erfolgen, wie Ihr jedenfalls aus den Zeitungen ersehen habt. In aller Kürze — da wir jeden Moment wieder ausrücken müssen, zumal schon wieder anhaltender Kanonendonner zu hören ist — will ich Euch die letzten Ereignisse berichten.

Den letzten Brief schrieb ich am 20. August von Gut K. aus. Am 21. August wurden wir nachts 12 Uhr geweckt und mußten uns marschbereit machen. Die ganze Nacht hindurch wurde geritten, und auf allen Chausseen marschierten fabelhaft viele Kolonnen Infanterie und Artillerie — alles nach Süden, der Grenze zu. Wir trabten auf dem Sommerwege neben diesen Kolonnen her. Ein

Staub war, der sich gar nicht beschreiben läßt — na, daran haben wir uns allmählich gewöhnt. An diesem Tage kamen wir nach M., wo meine Schwadron 1 Kilometer nördlich in einem kleinen Waldstückchen absaß und beobachtete. Im Rundkreis von mehreren Kilometern sahen wir starken Rauch und Feuerschein, niedergebrannte Gebäude — das Werk der Kosaken. Interessant war an diesem Tage noch das Naturschauspiel, das Ihr jedenfalls auch erlebt haben werdet, die Sonnenfinsternis. Leider bekamen wir an diesem Tage keinen Feind zu Gesicht und so rückten wir in das uns angegebene Quartier nach J. Hier kamen wir spät abends an und die Pferde mußten, da das Nest schon vollständig von Truppen besetzt war, biwakieren, während wir Offiziere im Schulzimmer auf Stroh übernachteten. Den ganzen Tag hatten wir noch nichts zu essen bekommen, selbst für Geld und gute Worte wollte uns niemand ein Stückchen trockenes Brot geben. Schließlich gelang es mir jedoch, gegen hohe Bezahlung in der Kneipe eine Flasche sauren Rotwein und eine Flasche — Bowlensekt aufzutreiben; auch hatten meine Überredungskünste beim Lehrer Erfolg, worauf er mir einige Eier kochen ließ und etwas Brot gab. Dieses herrliche Mahl verzehrten wir — Oberleutnant Z., Einj. W. und ich — in einer Stube der Kneipe. Es mundete herrlich.

Am anderen Morgen, den 22. August, ritt ich schon um 2.30 Uhr ab mit sechs Mann auf Patrouille über K. nach M., wo der Feind stehen sollte. Ich kam auch durch das sehr schwierige Gelände — es sind außerordentlich große Waldungen — gut durch bis kurz vor M., wo ich mich mit meiner Patrouille in einem kleinen Waldstückchen versteckte. Ich konnte viel vom Feinde, der in M. selbst war, sehen, so daß ich zwei gute Meldungen wegzuschicken hatte. Hierbei beobachtete ich auch, wie ein Zeppelinluftschiff die russischen Stellungen überflog und stark beschossen wurde — doch der Zeppelin fuhr majestätisch weiter, ohne daß ihm eine Kugel etwas geschadet hätte. Durch diese starke Beschießung verrieten aber die Russen ihre Stellungen, wobei ich genau feststellen konnte, in welcher Ausdehnung sie sich befanden. Als ich gegen Nachmittag mit meinen Beobachtungen fertig war, wollte ich mich zurückziehen und ritt nach dem Dorfe W., wo ich abfüttern und tränken wollte. Ich ritt nach der Kneipe, stellte meine Pferde in die Scheune, die an der Straße liegt, und ließ die Pferde abkandaren; stellte aber drei Posten aus, um vor etwaigen Überfällen sicher zu sein. Die Wirtsfrau war sehr nett und gab meinen Leuten zu essen, auch mir machte sie Rührei mit Schinken. Auf der ganzen Ortsstraße standen

...Ich sauste in den Dreck, hielt aber noch die Zügel fest...
(Seite 57.)

Wagen an Wagen von den aus den anliegenden Ortschaften geflohenen Einwohnern, die darauf ihr ganzes Hab und Gut hatten; auch die Bewohner von W. hatten sich schon gerüstet und hatten alles zum sofortigen Abmarsch parat gestellt. Als ich noch frühstückte, kam der Lehrer des Ortes zu mir und leistete mir Gesellschaft; er erzählte, seine Frau hätte ihn veranlassen wollen, schon

längst das Dorf zu verlassen, um in eine ruhigere Gegend zu fliehen. Ich unterhielt mich noch eine Zeitlang mit ihm und ging dann in die Scheune, um nach den Pferden zu sehen. Als ich drinnen war, schlug zufällig der Wind die Tür zu und ich saß im Dunkeln. Plötzlich höre ich draußen Schüsse fallen, lautes Geschrei, Pferdegetrappel, höre, wie Leute rufen: „Die Russen kommen! Die Russen kommen!" Ich versuchte nun, hinauszukommen, was mir jedoch erst nach einiger Zeit gelang; während dieser Zeit wurde draußen andauernd geschossen. Als ich nun endlich die Tür finde und auf die Straße komme, sehe ich, wie eine Kosakenpatrouille von 15 Reitern uns überrumpeln wollte, aber von meinen Leuten schon zurückgeschlagen war. Ich ließ nun sofort aufkandaren, um aus diesem Wurstkessel wegzukommen. Als alles fertig war und wir abreiten wollten, kamen die Kerle nochmals und feuerten auf uns; ich ließ aber gleich einige Leute absitzen und feuern. Dies hatte den Erfolg, daß ein Kosakenoffizier und ein Kosak abgeschossen wurden. Nun zog sich die Bande zurück und ich ritt mit meiner Schwadron, die inzwischen in K. angekommen war, zurück. Als ich dort ankam, kam ein Divisionsbefehl, der bestimmte, daß meine Schwadron sofort nach O. abzurücken hätte.

Fortgesetzt Gut Gr.

Gegen Abend kamen wir in O. an und quartierten uns in das dortige Gut ein; der Gutspächter war ein ziemlich griesgrämlicher Mann. Am anderen Tage sahen wir aus der Ferne, daß das große schöne Gut in hellen Flammen aufging — die Kosaken taten auch hier wieder ihre Arbeit. Also wir übernachteten vom 22. zum 23. August im Gut O. und rückten am Sonntag morgen, den 23., um 2 Uhr 20 vormittags wieder ab, und zwar zum Regiment, das sich in L. befand. Als wir uns dort mit dem Regiment wieder vereinigt hatten, rückten wir, d. i. das Regiment, von L. aus über O. durch das —tal nach K., von dort nach P. und von da aus nach W. W. ist ein schönes Gut und der Kommandeur beschloß, Mannschaften und Pferden einige Ruhe zu gönnen. Wir gingen daher in den Gutshof und brachten unsere Pferde unter, die abgesattelt wurden. Die Mannschaften schlachteten mehrere Schweine und kochten sie. Die Filets und die Lebern wurden für uns Offiziere serviert, die wir uns mit Gurkensalat trefflich munden ließen. Plötzlich hörten wir um 2 Uhr mittags starkes Gewehrfeuer in unserer Nähe, und gleich darauf kam auch schon die Meldung, daß der Feind in großer Stärke von O. aus gegen das —tal vorrücke. Nun wurde unser Frühstück jäh unterbrochen; die Pferde wurden

...ich ließ aber gleich einige Leute absitzen und feuern...

. . . wir beobachteten von unserer Artilleriestellung aus den Kampf . . .
(Seite 61.)

sofort gesattelt und das Regiment stand zum Aufbruch parat. Es war aber auch die höchste Zeit, denn schon hatte sich ein starkes Gefecht entwickelt. Unsere Truppen hatten alle Übergänge über die A. besetzt; durch die A. und den Wiesengrund selbst durchzukommen, war fast unmöglich, da der Boden vollkommen morsch und moorig ist. Mein Regiment rückte nun aus W. ab und baute sich hinter einem Hügel auf, von dem man einen weiten Blick in das —tal hatte, um eventuell mit Karabinerfeuer in das Gefecht eingreifen zu können. Das Regiment saß ab und zwar zum Gefecht zu Fuß paratgestellt. Der Stab, bestehend aus Oberstleutnant M., Major H. v. B., einigen Rittmeistern, und wir Offiziere gingen auf die Höhe hinauf und beobachteten nun mit unseren Gläsern den Verlauf der Dinge. Geliebte Eltern, was sich hier in den nächsten

Stunden abspielte, ist mit Worten kaum zu beschreiben. Als ob Hunderttausende von Teufeln miteinander fochten, so schrecklich war der Kampf. Der Donner der Geschütze und das Knattern der Gewehre und Maschinengewehre war ohrenbetäubend, noch dazu, weil der Schall sich an den Hängen des —tals brach. Die Russen waren in großer Übermacht; sie hatten drei Armeekorps im Feuer, während wir ihnen nur eine Division entgegenzustellen hatten.

Der Kampf wütete von 3 Uhr nachmittags bis 10 Uhr abends; furchtbare Verluste sind auf beiden Seiten zu verzeichnen; die Russen lagen wie gemäht, der Tod hatte eine furchtbare Ernte gehalten. Aber auch einige von unseren Regimentern hatten stark gelitten; insbesondere das xte Jägerbataillon aus O., das fast aufgerieben war, ferner das Infanterie-Regiment ... und Infanterie-Regiment ... Am Abend dieses Tages traf ich mit einem Hauptmann vom Infanterie-Regiment ... zusammen, der auch im —tal mitgekämpft hatte. Der Armste hatte einen furchtbaren Nervenchok; er weinte und erzählte mir alles; er erzählte auch, er wäre früher ein leichtsinniger Mensch gewesen, aber jetzt habe er seinen Gott wiedergefunden; seine sämtlichen Offiziere außer einem Leutnant seien gefallen. Auch ich habe einen lieben Freund zu beklagen, mit dem ich in den letzten Tagen, insbesondere in B., häufig zusammen war, den Leutnant und Adjutanten B. vom Infanterie-Regiment ... aus L., Sohn des Superintendenten B. in L.; er hat einen Schuß ins Herz bekommen. An diesem Tage hatte ich selbst noch ein kleines Erlebnis: Als mein Regiment hinter dem Berge abgesessen war, und wir Offiziere mit dem Stabe die Schlacht verfolgten, sausten uns andauernd Kugeln um die Köpfe. Der Kommandeur meinte zunächst, daß eigene Truppen aus Versehen — wie dies häufig vorkommt — uns beschössen und beauftragte mich, in die Gefechtslinie zu reiten und die Führer unserer Truppen darauf aufmerksam zu machen, daß die .. Dragoner den Berg besetzt hielten. Ich ritt also durch W. hindurch dem Gefechtsfelde, dem —tal, zu. Kaum war ich jedoch aus W. heraus und auf einer Chaussee, als ich mich im dichten Kugelregen befand. In demselben Augenblicke sauste über mir hinweg eine feindliche Granate, die unserer Batterie galt. Mein Pferd, Suse mit Namen, erschrak sehr und machte einen Satz von der Chaussee in den Chausseegraben und überschlug sich. Ich sauste in den Dreck, hielt noch die Zügel fest und wurde eine Zeitlang geschleift, konnte aber das davonstürmende Pferd nicht mehr halten und mußte es loslassen. Ich sah nur noch, wie das Pferd direkt in die feindliche Stellung lief

und vermutete, daß es totgeschossen würde. Glücklicherweise hielten hinter dem Chausseegraben mehrere Offizierburschen mit Handpferden, die durch das Granatfeuer auch wild geworden waren und sich losgerissen hatten; es glückte mir, ein Pferd zu fassen, ich schwang mich hinauf, sauste ab und fand nach langem Suchen mein Regiment wieder, das sich von dem Berge zurückgezogen hatte, weil der Aufenthalt daselbst zu ungemütlich geworden war. Gegen Abend erlebte ich noch die Freude, daß ein Dragoner von der 4. Schwadron, der als Meldereiter bei der Infanterie abkommandiert war, mein Pferd eingefangen hatte und mir zurückgeben konnte. Gegen 10 Uhr abends schlief allmählich das Feuern ein und mein Regiment, das inzwischen auch von der feindlichen Artillerie bemerkt und mit Schrapnells stark bedacht worden war, mußte sich Quartier für die Nacht suchen. Es war stockfinster und schwer zu finden. Überall rings um uns her brannten lichterloh die Dörfer, die in Brand geschossen waren — ein schaurig-schöner Anblick. Wir ritten nach dem Dorfe S., wo wir um $^1/_4$12 Uhr nachts ankamen. Ach, wie sah es hier aus, die Verwundeten wurden massenweise antransportiert. Hier erlebte ich auch die Freude, meinen alten Freund, den Oberleutnant B. vom Jägerbataillon ... aus O. begrüßen zu können; er führte in schwerem Kampfe im —tal die Maschinengewehrkompagnie seines Bataillons. Wie aber war das Wiedersehen! Der lustige Mensch, mit dem ich so schöne fröhliche Stunden verlebt hatte, war ernst, sehr ernst, und wir drückten uns stumm die Hand. Er stand noch ganz unter dem Einfluß des soeben Erlebten, war doch fast sein ganzes Bataillon aufgerieben worden und die meisten Offiziere des Bataillons tot.

Ruhe sollten wir nicht lange genießen, denn schon um 1 Uhr nachts kam der Befehl, daß das Regiment nach P. abzurücken hätte. Ein feindliches Armeekorps war nämlich direkt auf O. marschiert, welcher Ort von uns freigegeben worden war. Dieses Armeekorps wandte sich wieder südlich, und es bestand die Gefahr, daß es uns in den Rücken fallen könnte. Als wir in P. ankamen, war dort schon genügend Infanterie von uns, so daß wir von dort aus nach B. marschierten, um diese Straße gegen den Feind abzusperren. Das Regiment saß ab, und wir benutzten eine Feuerstellung, nachdem wir uns zuvor verschanzt hatten. Aber der Feind kam auf einer anderen Straße, und wir gingen, da wir nichts zu tun bekamen, wieder zurück, südlich. Nun bekamen wir Befehl, über L. nach Gr.-M. zu marschieren. Als wir dort ankamen, erhielten wir Befehl, nach Tannenberg weiter zu rücken. Auf

...es wären etwa 1000 Wagen, die uns in die Hände fielen...
(Seite 64.)

diesem Marsch erhielten wir, als wir durch W. kamen, plötzlich starkes Feuer von Kosakenpatrouillen. Schnell saß eine Schwadron ab und feuerte. Mehrere der Kerle wurden zur Strecke gebracht und ein Kosak gefangen. Dieser Bestie schlug Major v. H. mit der Faust ins Gesicht und spie den Kerl an, die einzig würdige Behandlung für den Mordbrenner. Spät abends kamen wir in Tannenberg an. Ich wohnte im Gasthof auf einer Matratze, die auf die Erde gelegt war; wir aßen aber beim Hauptlehrer, der zugleich Postverwalter war. Der Mann war sehr nett. An diesem Tage, dem 24., waren wir über 85 Kilometer geritten und Mensch und Vieh war vollkommen kaput. Am nächsten Tage war für uns Ruhetag, ich spielte mit dem Rittmeister, dem Oberstabsveterinär W. und dem Arzt Dr. B. Skat. Am folgenden Tage, 26. August, rückten wir schon um 4 Uhr morgens ab. Wir rückten nach K. und besetzten daselbst die Höhe. Aber auch am 26. bekamen wir nichts zu tun; unsere Leute waren so findig, aus dem verlassenen Gute K. mehrere Flaschen Wein, ja sogar Sekt (Henkell) und eine Flasche Pommery aufzutreiben. Diese wurden dann auch mit großem Appetit vertilgt, und ich konnte mit Sekt auf das Wohl meines geliebten Pas mit meinen Kameraden anstoßen, denen ich von dessen Geburtstag erzählt hatte. Von dort ritten wir wieder ab und kamen nachts in das Gut L., in das schlechteste Quartier, das es wohl gibt. Nicht einmal Wasser gab es, da die Pumpen nicht funktionierten, geschweige denn ein Stückchen trockenes Brot. Hungrig legten wir uns hin und ebenso standen wir wieder auf, und um 2 Uhr 45 Minuten marschierten wir, d. h. jetzt nur die 2. Schwadron, über J. auf U. Die 2. Schwadron war jetzt dem 1. Armeekorps zugeteilt, und wir sollten mit der Division v. Schm. dem Feinde in die Flanke fallen. Die Falle, die dem Feinde gestellt war, war glänzend gelungen. Er war hineingegangen. Den 27. August werde ich in meinem Leben nicht vergessen. Seit 4 Uhr morgens tobte ein furchtbarer Kampf um U.; 120 Geschütze von uns, darunter Haubitzen usw., spieen Tod und Verderben. Ein Infanterie-Regiment nach dem anderen griff in den Kampf ein. Die ganze Hölle war losgelassen.

Fortgesetzt Gr.-Schl.

U. glich einem Flammenmeer; im Feuerschein sah man eine Schützenlinie nach der anderen von uns mit aufgepflanztem Bajonett vorstürmen und die Russen aus ihren Stellungen vertreiben. Unaufhaltsam ging es vorwärts. Meine Schwadron war, da sie

in den Kampf als Kavallerie nicht eingreifen konnte, hinter einem Hügel abgesessen; der Rittmeister und noch einige Offiziere von uns und ich gingen jedoch zu Fuß vor und beobachteten von unserer Artilleriestellung aus den Kampf. Uns allen drängte sich das eine Wort auf die Lippen: Ein schaurig-schöner Anblick! Gegen 12 Uhr mittags war die Arbeit getan, und die Russen vollständig geschlagen. U. in Schutt und Asche. Jetzt kam der Akt der Verfolgung, der uns Kavalleristen zufiel. Die Feldartillerie rückte auch vor und feuerte unentwegt auf die fliehenden Russen und streckte noch viele nieder. Hinter U. lag eine Höhe mit einer Windmühle darauf; es wurde vermutet, daß dort noch Infanterie sich festgesetzt haben könnte. Rittmeister v. V. entschloß sich sofort, die Höhe zu attackieren; ich führte die Spitze. Als wir aber im Galopp auf der Höhe waren, sahen wir, daß die Russen auch diese schon geräumt hatten und sich in südlicher Richtung auf S. zu zurückzogen. Bald darauf kam auch wieder Artillerie auf diesen Hügel und pfefferte kräftig hinter den Kerls drein. So ging es andauernd bis etwa 4 Kilometer vor S., als plötzlich eine feindliche Batterie vor S. zu schießen begann. Rittmeister v. V. hatte den Ehrgeiz, die Batterie zu attackieren, um sie womöglich aufzuheben. Die Schwadron attackierte nun in Eskadronsfront etwa zwei Kilometer weit über ebenes Gelände die Batterie. Als wir auf etwa 1500 Meter an die Batterie heran waren, wurden wir plötzlich von einem unheimlichen Schrapnellfeuer empfangen, so daß wir uns schleunigst hinter eine Höhe zurückziehen mußten. Auf diesem Wege trafen wir noch einen russischen Infanteristen, der mit der Lanze totgestochen wurde. Als wir im Schutze der Höhe waren, wurde abgesessen und eine feindliche Kolonne, die sich neben der feindlichen Batterie zeigte, unter Feuer genommen. Nun kam aber unsere Artillerie von allen Seiten an und feuerte auf die feindliche Batterie. Was wir aber nicht vermutet hatten, trat ein, der Feind hatte noch mehr Artillerie, die er uns nunmehr entgegenstellte, um den Rückzug seiner Truppen zu decken. So entspann sich nun von 3 Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends ein furchtbarer Artilleriekampf. Während dieser ganzen Zeit lagen wir hinter einer unserer Batterien als Seitendeckung. Die Granataufschlagzünder und die Schrapnells sausten fünf Stunden lang um uns herum, und es ist als ein Wunder Gottes anzusehen, daß wir davongekommen sind. Vor allem die Aufschlagzünder sind das gemeinste, was ich kennen gelernt habe. Man hört sie schon von weitem mit metallischem Tone heranbrausen, und wenn sie aufschlagen, graben sie einen etwa zwei Meter tiefen

Trichter in die Erde und spritzen das umliegende Erdreich in einer etwa zehn Meter hohen Säule in die Luft. Mit diesen Dingern schießt sich die Batterie ein, weil sie sehen kann, wo das Ding krepiert. Hat sie sich eingeschossen, dann werden Schrapnells verwandt, die durch ihre Streuung und Sprengstücke ihre unheilvolle Wirkung auszuführen haben. Als gegen 8 Uhr abends das Feuer nachließ und wir abrücken konnten, atmete jeder auf. Wir rückten daraufhin in Quartiere nach Sch., wo wir beim Ortsvorsteher gut aufgehoben waren.

Am 28. August rückten wir um $4^1/_2$ Uhr morgens aus Sch. ab und hatten die Übergänge über die N., östlich S., zu sichern. Als wir in Sch., einem Dorfe südlich ankamen, erhielten wir plötzlich starkes Feuer, das von einer feindlichen Kosakenpatrouille herrührte. Nachdem die Schwadron in Deckung gegangen war, wurden die Kerle durch unser Karabinerfeuer in die Flucht geschlagen, wobei wir einen herunterschossen. Gegen mittag bekamen wir Befehl, uns mit dem Ulanen-Regiment Nr. . . und zwei Schwadronen vom Dragoner-Regiment Nr. . . und einer Batterie zu einer Kavallerie-Brigade unter Befehl des Oberstleutnants Sch. zu vereinigen, um den Akt der Verfolgung fortzusetzen. In Kl.-R., südwestlich N., vereinigten wir uns, und nun ging die Verfolgung zunächst auf N., das noch von feindlichen Truppen besetzt war. Nach einem kleineren Gefecht konnten wir in N. einrücken, wo viele Russen gefangen genommen wurden. Auch ein Flugzeug fiel uns in die Hände. Meine Schwadron war noch nicht in N., als gemeldet wurde, daß eine feindliche Bagage auf der Straße N.—W. marschierte und schon von einer Schwadron des Ulanen-Regiments Nr. . . Feuer erhalten hätte. Ich bekam Befehl, mit einer Anzahl Leuten die Bagage zu attackieren und zu nehmen. Im Galopp gings drauf und nach kurzer Zeit hatte ich die ganze Bagage, etwa 200 Wagen, in meinem Besitz. Ich ließ sofort alles entwaffnen; dabei nahm ich einem Offizier einen schönen Revolver ab, den ich mir zum Andenken mitgenommen habe. Die ganze Gesellschaft brachte ich dann nach N., wo ich sie auf dem Marktplatze, der übrigens vollkommen in Schutt und Asche liegt, aufstellte. Noch in der Nacht wurde die Bagage mit den Gefangenen von anderen Truppen weitertransportiert. Gegen 9 Uhr abends rückten wir, d. h. die 2. Schwadron, nach K., 3 Kilometer südwestlich N., ins Quartier. Auch dieses Gut war vollkommen demoliert, und es gab nichts zu essen und zu beißen außer einem großen Topf voll Salzgurken. Na, es schmeckte auch!

... Die Straßen waren bedeckt mit entzweigebrochenen Wagen ... (Seite 65.)

Am folgenden Tage, Sonnabend, 29. August, versammelte sich die Kavallerie-Brigade zur weiteren Verfolgung. Nunmehr ging es von N. zunächst südlich nach B., von da in östlicher Richtung nach S. und über Gr.-Gr. nach der russischen Grenze zu bei der russischen Stadt J. Überall machten wir Gefangene. Als wir von J. nach Nordosten auf L. rückten, trafen wir auf eine feindliche Kolonne von 500 Infanteristen, die sich nach Rußland flüchten wollten. Sofort wurde abgesessen und ein starkes Feuer auf sie losgelassen. Nach etwa 10 Minuten ergaben sie sich, und wir hatten 500 Gefangene mehr. Aber es sollte noch besser kommen. Gegen 7 Uhr abends trafen wir, d. h. die Kavallerie-Brigade, auf der Straße W.—N. in Richtung W. auf die große russische Bagage, angeblich des 15. Armeekorps. Diese hatte eine Ausdehnung von etwa 10 Kilometern und es waren etwa 1000 Wagen, die uns in die Hände fielen, mit etwa 8000 Gefangenen, darunter hohe Offiziere. Was die Kerle aber alles mitgeschleppt hatten! Ein Oberst hatte einen ganzen Wagen Parfüm; man fand bei Offizieren Damenwäsche, eine Pelzboa usw. Es läßt sich gar nicht beschreiben, was alles mitgeführt wurde. Auch zwei russische Popen waren darunter. Diesen ganzen Schwung, eine neue Beute, transportierten wir an diesem Abend bis Gr.-D. Es war äußerst schwierig, Ordnung in diese große Masse zu bringen, aber gefackelt wurde mit den Herrschaften nicht lange, wer nicht parierte, bekam welche in die Rippen. Nun waren wir auch gezwungen, in Gr.-D. zu biwakieren, um die Kerle zu bewachen. Es wurde ihnen angekündigt, daß jeder, der von ihnen den geringsten Fluchtversuch machen würde, auf der Stelle niedergeschossen würde.

Am folgenden Tage, 30. August, hatten wir die Bewachung der Gefangenen weiter zu übernehmen. Nun kamen im Laufe des Tages, insbesondere von H. her, aus nördlicher Richtung, versprengte feindliche Trupps, besonders viel Kavallerie, und wollten durch nach Süden, der Grenze zu. Aber die ganze Linie N.—W. war durch das 1. Armeekorps gesperrt und kein Schwanz konnte durch. Jeder, der den Versuch machte, durchzukommen, wurde abgeschossen. Ich selbst beobachtete, wie etwa 100 Kosaken in vollem Galopp durchzubrechen suchten, aber durch das fabelhafte Schrapnellfeuer unserer Artillerie, die vor mir stand, einfach niedergemäht wurden. — In der Umgebung von N. waren Tausende von reiterlosen russischen Pferden, die wir, die 2. Schwadron, einfangen und wegtransportieren sollten. Wir waren nun Montag, 31. August und Dienstag, 1. September, in N. im Biwak und fingen an-

dauernd Gäule. Am Dienstag morgen wurde übrigens auch ein Feldgottesdienst abgehalten, der uns alle hoch erbaute. Nachdem mehrere Verse von „Lobe den Herrn" gesungen waren, hielt der Geistliche eine kernige, prachtvolle Rede, der der Psalm 118, Vers 14: „Der Herr ist mein Heil", zugrunde gelegt war.

Am Mittwoch, 2. September, trieben wir Tausende von den eingefangenen russischen Pferden um 6 Uhr morgens von N. nach N., wo ein Pferdedepot eingerichtet wurde. In N. wurde uns vom Generalkommando des .. Armeekorps mitgeteilt, daß unsere Tätigkeit im .. Armeekorps (Verfolgung) nunmehr beendet sei, und wir uns wieder an unser Armeekorps, das ..., heranzusuchen hätten; das .. Korps stand aber in der Nähe von H., und wir hätten einen Generalmarsch machen müssen, wenn wir es am anderen Tage erreichen wollten. Auch war die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß das .. Korps südwärts marschieren würde, dann hätten wir den Marsch nach Norden vergeblich gemacht. Rittmeister v. V. entschloß sich daher, in der Nähe von N. Quartier zu beziehen, und zwar im Gut Gr.-Schl., etwa 15 Kilometer südwestlich von N. Hier wollte er der Schwadron zunächst die langersehnte Ruhe gönnen, und insbesondere den Hufbeschlag, der sehr mangelhaft geworden war, erneuern. Gleichzeitig wollte er Befehl abwarten, was er tun sollte. In Gr.-Schl. blieben wir bis Sonntag morgen, 6. September. Es war herrlich, endlich mal wieder ein Bett und genießbares Essen zu haben. Wenn ich konnte, habe ich geschlafen, deshalb habe ich diesen Brief auch öfters unterbrochen, zumal ich ihn doch nicht absenden konnte, da eine Bahn- oder Poststation nicht in der Nähe war. Gestern abend erhielten wir nun vom .. Korps den Befehl, über N. nach W. zu marschieren. In W. sollten wir verladen werden nach R. Dieser ganze Dreh wendet sich nämlich nach Nordosten, wo der russische General Rennenkampf, der aus dem russisch-japanischen Kriege her bekannt ist, mit einer starken feindlichen Armee bis J. stehen soll. Na, dann wirds wohl auch hier bald ungemütlich werden! Sonntag morgen, 6. September, rückten wir also um $3^1/_2$ Uhr über N. nach W. Wir sahen wieder die alten Schlachtfelder, wo vor wenigen Tagen Ströme von Blut flossen. Es sieht noch furchtbar aus; die Straßen bedeckt mit entzweigebrochenen Wagen, Munition, Kleidungsfetzen, Stiefeln, Gewehren, ach, Gott weiß was alles. Auch auf den Feldern dasselbe Bild. Dazwischen noch Leichen von Menschen und Pferden, dick aufgedunsen, furchtbar stinkend. Viele, viele sind schon bestattet, und längs der Straße sieht man kleine Sandhügel, auf denen ein Kreuz steht, das aus

zwei Knüppeln, die mit einem Strick zusammengebunden sind, besteht. Hunderte von Munitionswagen und Kanonen usw., die wir den Russen abgenommen haben, stehen an der Chaussee. Die ganze Armee (Narew-Armee) ist vollkommen vernichtet.

„Kosakenkultur."

Von Hermann Dreßler.

Am Morgen des 22. August stürzte der Postverwalter von J. wie besessen über den Marktplatz.

Einige Marktweiber, die rings um das Bismarckdenkmal ihre Grünwaren ausgelegt hatten, rannte er beinahe über den Haufen.

Mit fliegenden Händen schloß er die schwere, eisenbeschlagene Tür des Postgebäudes auf, öffnete die Schaltertür und stand im nächsten Augenblicke vor dem Telegraphenapparat.

Er gönnte sich heute keine Zeit, Mütze und Uniformrock abzulegen und die bequemere Litewka überzuziehen. Mit nervöser Hast ergriff er den Morsetaster und telegraphierte, indem er gleichzeitig mit der Linken den Hebel herabdrückte, der das Uhrwerk der Papierführungswalze in Tätigkeit treten ließ. Die kurze Spanne Zeit, während der er auf Antwort warten mußte, währte ihm viel zu lange.

Endlich kam Antwort. Der Stift des Zeichengebers pickte in ängstlicher Hast auf den Streifen. Der Beamte ließ die rollende Papierschlange durch seine Finger gleiten, und während er die Zeichen ablas, nahm sein Blick einen entsetzensstarren Ausdruck an.

Halblaut formten die Lippen die Zeichen zu Worten:

„Kosaken — im Orte — unsere Grenzwache zurückgeschlagen — sind Vormarsch begriffen."

Einen Augenblick war ihm die Hand wie gelähmt, dann richtete er sich plötzlich energisch auf, ergriff den Taster von neuem, und wieder flogen die geheimnisvollen Funken in den Drähten nach jenem Apparate des Kollegen in dem kleinen Grenzorte.

Kaum hatte er geendet, so kam auch schon Antwort.

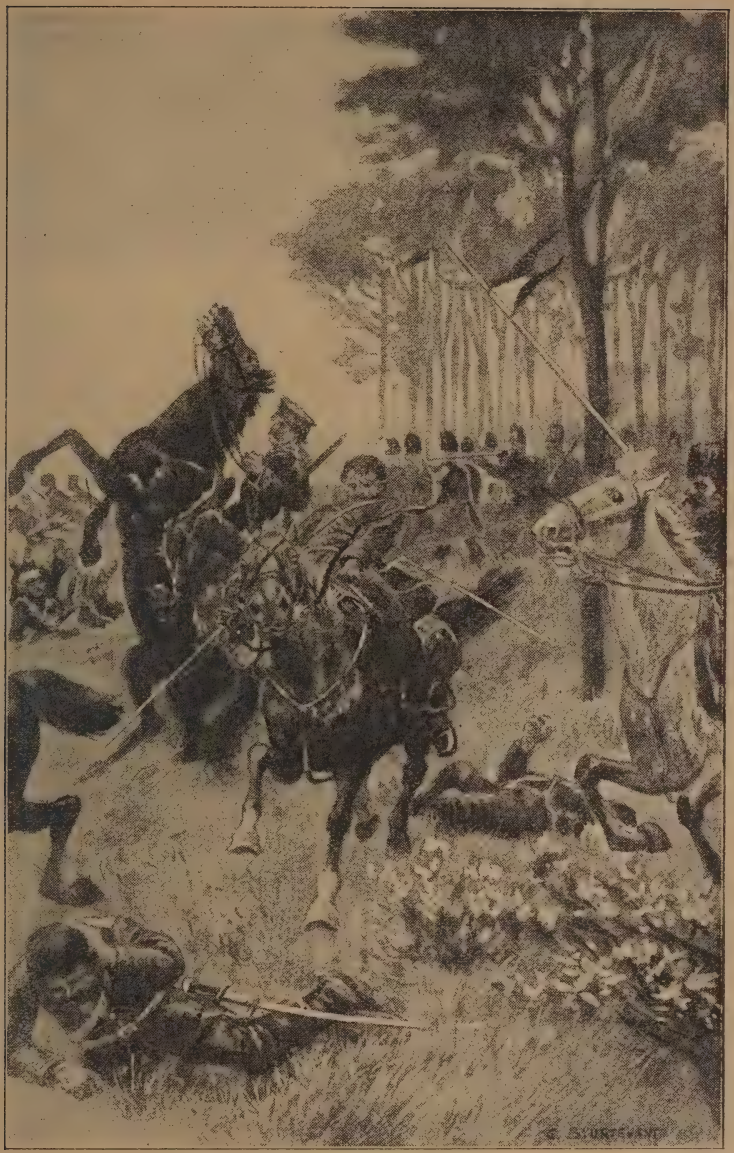
„Weiß nicht — was — wird — ich bleibe — auf — meinem . . ."

Der Apparat stand.

Er wartete einen Augenblick — vergebens.

Er fragte nochmals durch den Telegraphen. — Keine Antwort.

Es war, als habe den Kollegen am anderen Ende der Leitung der Schlag gerührt.



Deutscher Landsturm im Kampf mit Kosaken.

Er sprang an das Telephon, drückte die Klingel und rief in den Sprecher:

„Hier Postverwalter Seiler. Ist jemand dort?“

Kurze Pause, während welcher er gespannt in den Hörer lauschte. Er vernahm verworrenes Getöse, aus dessen Chaos sich keine verständlichen Worte lösen wollten. Dann aber kam es zurück:

„Tschort wosmi!“ (zu deutsch: „Hol Dich der Teufel!“)

Unmittelbar darauf folgte ein Knall, der den Lauschenden zusammenfahren ließ, ein Aufschrei und vielstimmiges Durcheinander fremder Laute trafen sein Ohr, und dann der kurze, metallische Klang zerreißenden Drahtes.

Nun Todesstille!

Seiler wußte, was geschehen war. Die Leitung war zerschnitten, und wenn er noch daran gezweifelt hatte, daß der Feind im Lande war —, der Schuß und der darauffolgende Schrei bewiesen es ihm kräftiger als der russische Fluch, den ihm sein Draht zugetragen hatte.

Einen Augenblick stand Seiler ratlos.

Dann durchschnitt er mit kräftigem Zuge die Leitungsdrähte, die den Telegraphenapparat an seinen Tisch fesselten und umschlang ihn mit leeren Postsäcken. Hastig zog er hierauf die Geldkassetten hervor, schüttete ihren Inhalt in Postbeutel und verschnürte dieselben.

Man würde das Geld noch brauchen! Und den Apparat auch. Später, wenn die feindlichen Horden vertrieben waren, dann würde der deutsche Telegraph wieder seine Nachrichten erhalten und weitergeben. Und das würden — Siegesnachrichten sein!

Ein Zug stolzer Freude glitt über das glühende, aufgeregte Gesicht des Beamten.

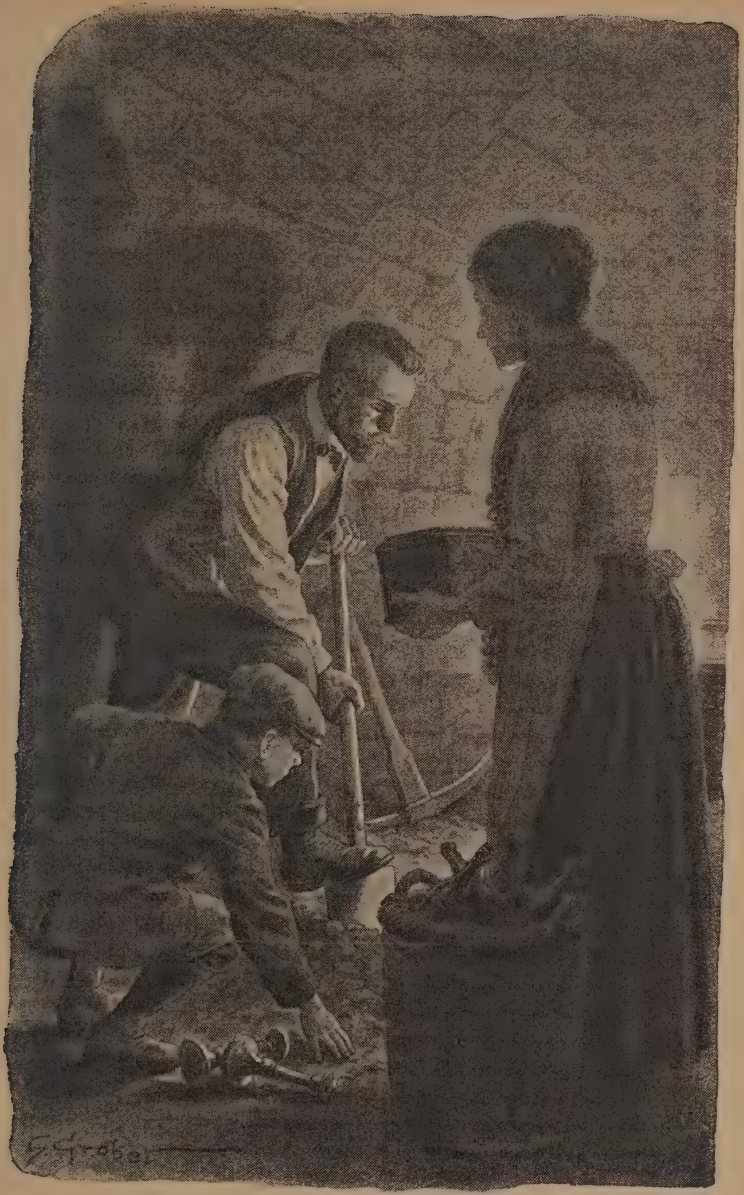
Er nahm die geretteten Schätze unter die Arme und eilte zum Bürgermeister, um ihm Mitteilung zu machen von den Erlebnissen der letzten Viertelstunde.

„Es liegt etwas in der Luft,“ sagte der Ratsdiener Balschuweit zum Barbier Plohne, vor dessen Tür er eben stand. „Sehen Sie nur unseren Postverwalter.“

„Ja, der mag jetzt zu tun haben. Fast alle seine Beamten sind beim Militär.“

Unterdessen traten der Bürgermeister und der Postverwalter schon wieder aus der Tür der Gemeindeverwaltung, erregt und hastig miteinander im Gespräch.

Der Ratsdiener stand vor seinem Vorgesetzten stramm.



... In den Kellern arbeiteten Hacke und Spaten, um die gemünzten Kostbarkeiten des Hauses zu vergraben ... (Seite 70.)

„N'Morgen, Herr Bürgermeister!"

„Guten Morgen, Balschuweit! Kommen Sie gleich mit, ich brauche Sie ganz notwendig!"

Auch der Barbier folgte.

Während die Männer nach dem Markte schritten, traf der Bürgermeister seine Anordnungen.

„Balschuweit, melden Sie sofort durch Ausruf folgendes: Die Kosaken sind im Vormarsch auf unsere Stadt. Wir können sie in zwei Stunden erwarten. Ich lasse die Einwohner bitten, den Kopf nicht zu verlieren. Sie sollen ruhig in ihren Häusern bleiben. Es wird eine vorübergehende Einquartierung geben!"

„Zu Befehl, Herr Bürgermeister!"

Bald tönte die Amtsglocke durch die Straßen. Neugierige liefen zusammen und drängten sich um den Beamten. Fenster öffneten sich, Männer- und Frauenköpfe erschienen in den Rahmen und Balschuweit gab mit seiner durchdringenden Feldwebelstimme Antwort auf die bänglichen Fragen:

„Die Kosaken rücken in zwei Stunden ein!"

War das ein Aufruhr und ein Schreck!

In die entfernteren Gassen trug Barbier Plohne die Schreckenskunde.

In wenigen Minuten war das friedliche Nest ein wimmelnder Ameisenhaufen.

Die Jalousien an den Läden sausten rasselnd in ihren Rollagern herab. In den Kellern arbeiteten Hacke und Spaten, um die gemünzten Kostbarkeiten des Hauses zu vergraben. Eine kleine Kavalkade von Automobilen sauste die Straße daher. Aufbegehrend forderten ihre Hupen Platz in dem verstörten Menschenschwarm, der ratlos und zaghaft die Hauptstraße füllte.

Einige Wagen, mit Frauen und Kindern beladen, mit Betten und eilig geschnürten Säcken bepackt, holperten schwerfällig hinterdrein. Von dem Turme klagte eine Glocke, und durch die weitgeöffneten Pforten des Gotteshauses strömte eine verängstigte, trostbedürftige Menge.

Krieg! Was für ein furchtbares, inhaltsschweres Wort!

Die Kinder, die eben im Begriffe gewesen waren, zur Schule zu gehen, flüchteten in das schützende Elternhaus.

Einige größere Knaben nur blieben mit hochroten Köpfen und blitzenden Augen vor dem Schaufenster der Waffenhandlung von Kniebitzer stehen, wurden aber von dem Gendarmen nach Hause gejagt.

Der Marktplatz war kurz darauf wie ausgestorben.

Bürgermeister, Lehrer, Apotheker und einige einflußreiche Bürger der Stadt schlossen sich zu einem Komitee zusammen.

Sie begaben sich nach der Hauptstraße, durch welche sich die Feinde nähern mußten und warteten, warteten bange Minuten und Stunden.

Die Sonne stieg über den Horizont herauf und glühte mit der ganzen Strahlenkraft des Augusttages auf Dächer und Straßen.

Auf dem Marktplatze behaupteten die Sperlinge das Feld und unterbrachen durch ihr Gezänk die Ruhe dieser Totenstadt.

Von Zeit zu Zeit rollte in der Ferne ein Wagen davon, der Flüchtlinge barg, die noch im letzten Augenblicke Gut und Leben in Sicherheit zu bringen versuchten.

Man konnte ja nicht wissen, wie der Feind sich betragen würde. Den Kosaken war nicht zu trauen.

Den Herren des Komitees schien die Sache allmählich unwahrscheinlich vorzukommen.

„Am Ende haben Sie sich getäuscht, Herr Postverwalter! Man ist jetzt in beständiger Aufregung, und die macht auch uns Männer etwas hysterisch und schwarzseherisch," erlaubte sich der Bürgermeister zu bemerken.

„Eine Täuschung lehne ich ganz bestimmt ab," entgegnete Seiler. „Beweis dafür, daß der Feind nahe ist, liefert die plötzliche und offenbar gewaltsame Unterbrechung der Fernsprechleitung. Mein Schwager, der diese Nacht aus dem Grenzdorfe floh, hat ja selbst Kosaken gesehen. Nur der Finsternis und der Ausdauer seines Pferdes hat er es zu verdanken, daß er noch lebt. Sie hätten den Mann sehen sollen, wie er heute Morgen vor meinem Hause anlangte. Schreckensbleich und erschöpft. Die Kosaken hatten hinter ihm drein geschossen."

Während er noch weiter berichtete, um die Zweifel des Bürgermeisters zu zerstreuen, langten am Straßenende ein paar Bauernkarren an, mit elenden Mären bespannt.

Die Besitzer schritten stumpfsinnig nebenher, ließen die Köpfe hängen wie in schwerer Lethargie und klatschten nur von Zeit zu Zeit den Pferden mechanisch das Riemenzeug auf den Rücken, wenn die abgetriebenen Tiere aus dem Schritt in völligen Stillstand verfallen wollten.

Auf ihren Wagen lag allerhand nützer und unnützer Hausrat, dessen Zusammenstellung man es ansah, daß er in Angst und Hast ohne Überlegung zusammengerafft war, während man vielleicht oft das Notwendigste zurückgelassen hatte.

Auf Säcken und Kissen hockten Weiber, die Kleinen in ihrem Schoße. Die meisten waren mit ihren Kindern eingeschlafen beim einförmigen Rütteln des Wagens und dem monotonen Lied der knarrenden Räder.

So zogen sie daher wie eine Karawane Toter, die der Machtspruch eines Zauberers wieder zu Leben und Tätigkeit erweckt hat.

„Wie steht's, Ihr Leute," rief der Lehrer sie an.

„Wie es sieht?" fragte einer aus dem Zuge zurück, „Ihr werdet ja selbst sehen! Seid gescheit und macht daß Ihr fortkommt!"

Vorüber zogen sie, an einer Seite der Stadt herein, auf der anderen hinaus.

Sie hoben den Kopf nicht, wandten die Augen weder nach links noch nach rechts. Ein jeder schien in sich hineinzuschauen und in sich hineinzudenken.

Bloß vor dem bronzenen Bismarckdenkmal in der Mitte des Marktplatzes hoben sie einmal den Kopf und schauten verwundert in die harten, festentschlossenen Züge des Mannes, von dem ihnen in ihrer Jugend, da sie noch auf der Schulbank saßen, ihr Lehrer so oft begeistert erzählt hatte. War er nicht der Mann gewesen, der vor reichlich vier Jahrzehnten dem deutschen Volke Ansehen und Würde verschafft hatte bis in die fernsten Länder? Hatte der nicht auch ihre kleine Bauernexistenz gesichert vor feindlichen Gelüsten, geschützt gegen freche Überfälle!

Nun, er lebte nicht mehr, aber es würden ihm Nachfolger erstehen. Schon nannte man einige Namen in den Dörfern der Ostmark mit Verehrung und Bewunderung: General von Emmich, Generaloberst von Kluck, den Kronprinzen des Deutschen Reiches, den ausgemachten Liebling aller Preußen, aller Deutschen!

Da richtete sich mancher gesenkte Kopf wieder auf, manches Auge blickte zuversichtlicher nach dem Horizont, an welchem die breite Landstraße sich gegen den klaren Sommerhimmel schob. Leise zitternde Goldlinien lagen da weit draußen um den Horizont, glänzende, zukunftsfrohe Verheißungen.

„Du," sagte einer, und stieß den Nachbar an, „sieh, wie der Bismarck trotzig nach Osten schaut und die Lippen aufeinander gepreßt hält!"

Und plötzlich und unvermittelt schüttelte er die Faust rückwärts und knirschte:

„Die sollen sich hüten, die Hunde!"

Ja, man war Deutscher, hatte das Kraftbewußtsein des Germanentums in Hirn und Muskel, und hatte man auch heute der

... Sie bildeten eine geschlossene Phalanx quer über die ganze Breite der Straße hinweg ... (Seite 74.)

Übermacht weichen müssen, — man würde zurückkehren, nicht wehrlos und im Bauernkittel, und dann, ja dann: „Hütet euch, ihr Hunde!" — — —

Auf den Vortrab der Flüchtlinge waren bald ganze Haufen geflüchteter Bauernfamilien gefolgt. Alle zogen erschöpft und apathisch ihres Weges, gaben auf Fragen kaum Antwort und wußten nicht einmal ihr Ziel anzugeben.

Viele waren so erschöpft, daß sie sich nicht weiterschleppen konnten. Sie hockten vor dem ersten besten Hause an der Tür nieder. So belebten sich die Straßen allmählich wieder, zwar nur mit ausgezehrten, entsetzengeschüttelten Menschen.

Mittlerweile war die 2. Stunde herangerückt.

Da sprengten ein paar Reiter die Straße daher. Von ferne hielt man sie erst für deutsche Kavalleristen. Aber als sie näher kamen, gab man sich keiner Täuschung mehr hin: es waren Feinde.

Sie machten in ihren hechtgrauen Waffenröcken keinen schlechten Eindruck, nur die Haltung war nicht die straffe, kräftig-elegante eines deutschen Kavalleristen.

Die Pferde waren von mittlerer Größe, struppig und halbwild in ihrer Schweif- und Mähnenbildung.

Keiner der Reiter trug Sporen, die Tiere wurden sämtlich nur auf Schenkeldruck geritten. Als die Reiter die ersten Häuser der Stadt erreichten, brachten sie ihre Pferde zum Stehen und machten sich an ihrem Gewehr zu schaffen. Offenbar hielten sie es schußbereit, denn gleich darauf schoben sich zwischen den gespitzt lauschenden Ohren der Tiere die Flinten hervor, während die Reiter in geduckter Stellung fast hinter den Hälsen ihrer Pferde verschwanden und im Profil wohl ungefähr so wirken mochten wie Affen, die sich auf einem Reitkamel zusammenhocken.

Sie bildeten eine geschlossene Phalanx in drei Gliedern quer über die ganze Breite der Straße hinweg und ritten im Schritt an.

Dem Lehrer drängte sich unwillkürlich ein Vergleich auf zwischen diesen scheu sondierenden, feige anschleichenden Kreaturen und den frisch-fröhlich anstürmenden deutschen Reitern.

„Helden scheinen es nicht zu sein," flüsterte er dem Apotheker zu, als die Kosaken schrittweise näher kamen, indem sie dabei beständig die Köpfe spähend nach rechts und links drehten.

„Wie würde es da bei unseren Husaren oder Ulanen heißen, wenn die einen feindlichen Ort attackieren wollten: Säbel in die Faust, im Sattel hochaufgerichtet und in voller Karriere mit

gezücktem Pallasch eingeritten. Platz, wir sind da. Aber hier! Fast möchte man lachen! Die reine Illustration zu dem Märchen von den ‚Sieben Schwaben'."

Mittlerweile waren die Kosaken auf 20 bis 30 Meter herangekommen.

„Kommen Sie!" sagte der Bürgermeister zum Lehrer, der etwas Russisch verstand und bei den Unterhandlungen unter Umständen als Dolmetscher unentbehrlich war. „Kommen Sie!"

Seine Stimme klang etwas angstgepreßt.

Er hatte bereits seit elf Jahren das Amt eines Bürgermeisters inne und liebte seine Vaterstadt und ihre Einwohner. Waren doch sein Vater und Großvater auch schon Bürger von J. gewesen.

Er hatte durch Umsicht seiner Gemeinde über die Not der Mißernte und Teuerung von 1904 geholfen, hatte in den Zeiten der polnischen Arbeitersperre treu zu seiner Gemeinde gestanden, und immer war es ihm gelungen, die drohenden Gefahren abzuwenden.

Würde der Erfolg auch diesmal mit ihm sein?

Ganz im stillen schickte er ein kurzes, heißes Stoßgebet zu dem empor, der die Schicksalsfäden der Menschen in seiner allmächtigen Hand hält.

Dann zog er sein weißes Taschentuch, schwenkte es über dem Kopfe und ging mit aufrechtem, würdevollem Gang auf die Kosakenpatrouille zu.

Ein Kommando erscholl aus dem letzten Gliede hervor, und der Trupp hielt.

„Echt russisch," dachte der Lehrer bei sich. „Die Offiziere hinter der Front! Bei unseren Braven muß der Kaiser eine Mahnung an die Offiziere richten, sich nicht zu weit vor der Front dem feindlichen Kugelregen auszusetzen!"

Ein Kosakenoffizier in mittleren Jahren drängte sein Pferd von hinten zwischen den Tieren der Kameraden hindurch nach vorn und richtete scheinbar eine Frage an den Bürgermeister.

Der schüttelte den Kopf und wies auf den Lehrer, der dicht an das Pferd des Kosaken herantrat und ihm mitteilte, daß er etwas Russisch spreche.

„Was haben Sie mir zu melden?" fragte der Kosak.

Der Lehrer ließ sich von dem Bürgermeister instruieren und übersetzte dann dem Offizier:

„Diese Stadt — heißt — J. Sie hat lauter friedliche — Einwohner. Manche haben ihre Häuser verlassen — aus

Angst vor den — Russen. Wir glauben, daß es töricht war, denn — wir wissen, daß die Russen sehr anständige Leute sind —."

Diese Redewendung schien dem Kosakenoffizier besonders zu behagen. Er wandte sich an seine Abteilung, und rief ihr das Gehörte nochmals laut zu, worauf alle eifrig mit dem Kopfe nickten.

„Ob Soldaten in der Stadt seien?" wollte der Kosak wissen.

„Nein!"

„Ganz bestimmt nicht?"

„Nein!"

„Gar keiner?"

„Gar keiner!" sagte der Lehrer mit Nachdruck und dachte bei sich: „Feiges Gesindel."

„Sagen Sie ihm, daß wir um Schonung der Bürger und unseres Eigentums bitten," forderte der Bürgermeister, „und sagen Sie ihm ferner, daß wir die Lasten der Einquartierung ohne Widerspruch auf uns nehmen wollen."

Der Lehrer entledigte sich seines Auftrages, übersetzte dem Offizier die Petition und fügte im stillen bei:

„Bis euch Gesindel die deutsche Faust den Rückweg in eure Steppen zeigt!"

Nachdem sich der Kosakenoffizier nochmals versichert hatte, daß keine Soldaten oder bewaffnete Bürger in der Stadt weilten, befahl er den Herren des Bürgerkomitees, ihn und seine Abteilung nach dem Hauptmarkt zu führen.

Einen seiner Leute schickte er mit einer Meldung zurück.

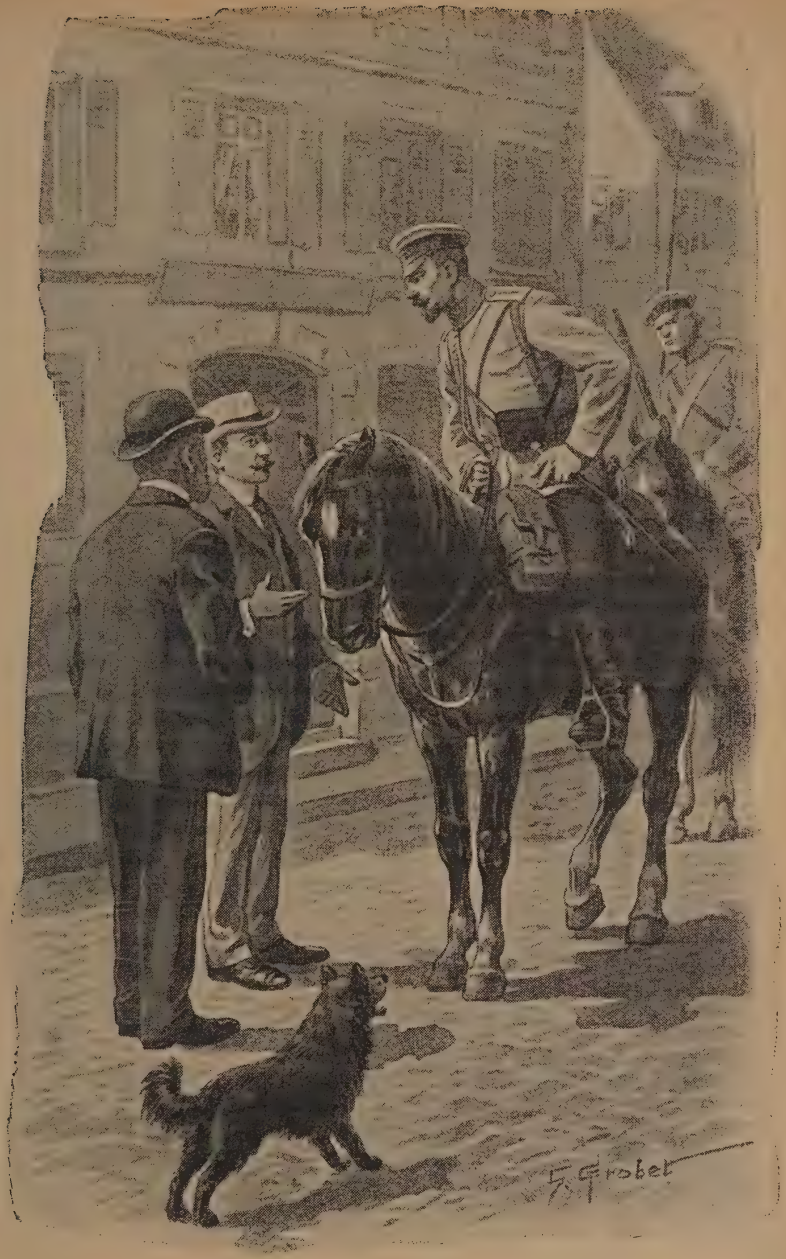
Dann rückte der Trupp nach dem Markte.

Hier sprangen die Kosaken aus dem Sattel, übergaben die Tiere einem Wachtkommando zur Aufsicht, und zogen dann truppweise durch die Straßen, um „einzukaufen".

Das geschah, indem sie selbst die Preise vorschrieben, die meist höchstens den vierten Teil des richtigen Warenpreises erreichten oder mit Drohungen zahlten. Es war nichts anderes als ein maskiertes Plündern.

Einige der am meisten geschädigten Geschäftsinhaber gingen zu dem Hauptmann der Abteilung, um sich zu beschweren. Sie wurden aber mit rauhen Worten abgewiesen und mußten schließlich froh sein, wenn sie nicht die Reitpeitsche zu fühlen bekamen.

Das also war der Feind in seinem wahren Gesicht! oder könnte es vielleicht noch schlimmer werden?



. . . „Was haben Sie mir zu melden?“ fragte der Kosak .. (Seite 75.)

Am meisten begehrt wurde von den Kosaken Schnaps. Wo sich etwas Alkoholisches vorfand, wurde es hervorgeholt und getrunken. Dabei entwickelten diese Ungebildeten einen ganz bemerkenswerten Scharfsinn.

Die Frau des Schnittwarenhändlers Barduſch berichtete, sie hätten ihr sogar den Spiritus aus dem Behälter des Kaffeewärmers getrunken.

In die Wohnungen und Privathäuser getrauten sie sich noch nicht. Sie mochten wohl irgendwelche heimtückischen Überfälle befürchten, wie sie überhaupt bei ihren „Requisitionen" vorsichtig bis zur Feigheit waren. Sie hatten beständig das Gewehr schußbereit im Arme, und als einem betrunkenen Kosaken die Waffe versehentlich losging, entstand unter den anderen eine wahre Panik. Sie schossen in ihrer Furcht wie unsinnig auf alles, was gerade auf der Straße war. Dabei töteten sie eine Frau und verletzten einen Kameraden, bis der Zwischenfall seine Aufklärung fand.

Im Verlaufe des Nachmittags trafen noch zwei Regimenter ein.

„Gutes haben wir von denen nicht zu erwarten," sagte der Lehrer zu seinem Kollegen. „Sehen Sie nur diese niedrigen, breiten Stirnen, diese kräftig entwickelten, vorgeschobenen Unterkiefer und die hervorstehenden Backenknochen, dazu das unruhige Flackern und Flanieren des Auges! Es ist der Typus des zweibeinigen Raubtieres — diese Donkosaken!"

Er schien sich aber doch getäuscht zu haben.

Die beiden Regimenter zogen fast manierlich in die Stadt ein. Die Regimentskapelle spielte die russische Nationalhymne, und wenn nicht die schlappe Haltung der Reiter auf russisches Militär hingewiesen hätte, wäre man geneigt gewesen, Deutsche einziehen zu sehen.

Wie es schien, hatten sie gemessenen Befehl, nach dem Marktplatze zu marschieren. Dort nahm ein Teil von ihnen Aufstellung, während der andere Teil sich in die Hauptstraßen verteilen mußte.

Der Kommandant schickte seinen Adjutanten zum Bürgermeister und ließ ihn holen.

Er sprach gut deutsch.

„Lassen Sie Ihre Einwohner sofort hier versammeln," befahl er. „Sie sollen ohne Scheu kommen, es geschieht ihnen nichts. Wir sind Soldaten, keine Räuber, und es ist töricht, vor uns zu fliehen. Sagen Sie es Ihren Leuten!"

Das klang verheißungsvoll. War diesen Worten zu trauen?

Mit leichterem Herzen schickte der Bürgermeister seinen Ratsboten abermals mit der Ausruferglocke durch die Straßen. Aber Balschuweit hatte oft Not, die Leute dazu zu bewegen, dem Gebot des Kosakenkommandanten Folge zu leisten. Man fürchtete allerhand Kriegslist.

Endlich aber stand doch eine ansehnliche Menschenmenge auf dem Platze zwischen den lanzenbewaffneten Reitern.

Der Kommandant sprang aus dem Sattel, erstieg den zweiten, ziemlich hohen Sockel des Bismarckdenkmals, so daß er über die Umstehenden hinwegsehen konnte. Dann begann er auf gut deutsch, dem man allerdings einen fremdländischen Akzent anhören konnte, von einem Blatte Papier zu verlesen.

„Deutsche! Wir sind durch Euren Kaiser und Eure Diplomaten zu diesem Kriege gezwungen worden. Nur ungern und mit größtem Widerwillen verließen wir unsere friedlichen Gehöfte. Es bereitet uns keine Freude, daß wir Euch zur Last fallen müssen. Bedankt Euch dafür bei Euren Diplomaten und bei Eurer Regierung, die Euch seit Jahrzehnten hintergeht und Euch an der Entwicklung der Kultur, am Wachstum Eures Wohlstandes hindert.

Wir bringen Euch die wahre Kultur! Wir bringen Euch die Wahrheit! Wir bringen Euch den Wohlstand, um den Ihr Euch in jahrelanger Arbeit umsonst bemüht habt.

Wir werden Euch befreien von dem Zwange Eurer Unterdrücker. Frei sollt Ihr werden, wie wir Russen es sind.

Wir erwarten dafür von Euch, daß Ihr Euch unterwerft unter die Bräuche, die der Krieg mit sich bringt. Ihr habt nur Gutes zu erwarten.

Und nun gehe jeder in sein Heim und verhalte sich ruhig, so wird keinem ein Haar gekrümmt.

Feindseligkeiten dagegen werden mit dem Tode bestraft!"

(Anmerkung des Verfassers: Vorstehender Aufruf entspricht den Tatsachen. Er wurde bei toten Kosaken zu hunderten von Exemplaren im Mantelsack gefunden, allerdings reichlich durchsetzt mit stilistischen und orthographischen Entgleisungen.)

Die Leute gingen auseinander.

Einige lachten im stillen über diese Komödie. Andere bissen in stummem Ingrimm die Zähne aufeinander. Sie waren empört darüber, daß sie in ihrer Ohnmacht es sich gefallen lassen mußten, daß man ihren Kaiser, ihre Regierung, das ganze deutsche Volk beschimpfte, entwürdigte und entehrte.

Einige blickten wohl auch zurück nach dem Bismarckstandbilde, an dessen Fuße der Kosakenhäuptling das Lebenswerk des großen Kanzlers in den Schmutz getreten hatte.

Mächtig reckten sich die breiten Schultern und der eckige, massive Kopf gegen den Spätnachmittagshimmel. Es schien, als ob die Augen düsterer blickten, als ob der Mund sich zu höhnischem Lächeln verzerrte und die Eisenfaust das Riesenschwert fester umfaßte.

Das Ende dieses Aufrufs schien für die Kosaken zugleich ein Zeichen zu allgemeiner Freiheit zu sein.

Ihr Kommandant hatte sich beim Bürgermeister ins Quartier gelegt. Kaum war er von der Bildfläche verschwunden, als die Disziplin unter den Truppen der „Kulturbringer" bedenklich ins Wanken kam, denn es begann sofort wieder die Suche nach Schnaps.

„Wutki!" blieb das Schlagwort während des Restes des Tages.

Dabei war man durchaus nicht wählerisch, trank, wenn man nichts anderes fand, selbst Kartoffelbranntwein und benutzte jedes Gefäß, dessen man habhaft werden konnte, als Trinkbecher.

Die Läden waren bald bis auf den letzten Tropfen Alkohol ausgeplündert. Dabei halfen auch Offiziere, die sich durchaus nicht genierten, bei dieser Gelegenheit auch Dinge zu requirieren, die durchaus nicht zu militärischen Bedürfnissen gehörten. Silbernes Eßgeschirr, Ladenkassen, Uhren, Ringe, Schmuckgegenstände verloren sich bei diesen Requisitionen auf Nimmerwiedersehen.

Bald sollte man noch mehr Proben der Kultur erhalten, die sie dem deutschen Volke zu bringen versprochen hatten.

Sie drangen jetzt in Trupps zu sechs bis acht Mann in Wohnungen und Privathäuser ein, und nun ging das „Requirieren" zu einem schamlosen, gewaltsamen Plündern und Rauben über.

Wo ihnen nicht genug in die Hände fiel, schlugen sie Spiegel und Fensterscheiben ein, zertrümmerten die Möbel, rissen den Inhalt aus Schränken und Schubladen, um ihn am Boden zu verstreuen und schlitzten mit den Bajonetten sogar die Betten auf, daß die Federn lustig herumstoben.

Beim Sattler Diesner schlug einer der gemeinen Horde auf das Bild des Kaisers ein und spuckte es an.

Diesner, der ein Veteran von 1870/71 war, konnte seinen gerechten Zorn nicht meistern. Er schlug mit dem Lederstück, das er gerade zur Hand hatte, dem Kosakenhunde eins quer über das gemeine Gesicht.

Darauf zog ein zweiter seelenruhig sein Bajonett und stach den 82jährigen Greis in Gegenwart von Frau und zwei Töchtern über den Haufen. —

Auch in das Haus des Oberlehrers Wagner drangen sie ein. Der alte Herr hatte seine Familie Tags zuvor bereits nach Königsberg bei Verwandten in Sicherheit gebracht. Er war allein zurückgeblieben, um die sinnlose Zerstörung soviel als möglich zu verhindern.

Nachdem die Kosaken den Schreibtisch nach Geld durchsucht hatten, kamen sie auf den Gedanken, eine Leibesvisitation vorzunehmen.

Dabei fiel ihnen außer der Uhr nichts in die Hände. Erst im letzten Augenblick bemerkte einer der Räuberbande den Smaragdring am Finger des alten Herrn.

Sofort versuchte er ihn abzuziehen. Als der Besitzer sich aber weigerte, das Erbstück so leichten Kaufes herzugeben, zog der Kosak ein Messer, um den Ringfinger abzuschneiden. Nur durch schnellste Bereitwilligkeit konnte der alte Lehrer seinen Finger vor dieser gewaltsamen Amputation retten.

Sogar die Nähutensilien der Tochter blieben nicht verschont.

Einer der Bande warf die angesammelten Modenzeitschriften durcheinander. Dabei fiel ihm ein Schnittmusterbogen in die Hände.

Die wirr und kraus durcheinanderlaufenden Linien mußte er wohl für Kartenzeichnungen halten. Er breitete den Bogen auf dem Tische auseinander und begann, mit hochrotem Gesicht eifrig auf dem Blatte herumzustudieren.

Er rief einen seiner Kameraden herbei, der ein Häuptling zu sein schien. Der sah sich die Zeichnungen an und sagte dann:

„Das ist eine Karte!"

Durch das Haupt des alten Herrn schoß ein rettender Gedanke, Sagte er „nein!", so mußte er gewärtig sein, daß er geknutet wurde, bis man ihm irgendein Geständnis erpreßt hätte.

Warum diesen Dummköpfen nicht gleich sagen, was sie wissen wollten?

„Ja, es ist eine Karte," sagte er bestätigend, „eine deutsche Landkarte!"

Sie fingen wieder an, darauf herumzusuchen.

„Wo wollen Sie denn hin, meine Herren?" fragte der Oberlehrer.

„Nach Berlin," antwortete der Kosak. „Wo ist Berlin?"

Oberlehrer Wagner bückte sich, scheinbar einige Augenblicke mit dem Finger suchend, über das Blatt, fuhr auf der doppelten Strichelspur eines Nachtjackenärmels bis zu einem Punkte und antwortete:

„Hier ist Berlin! Das ist die Straße nach Berlin! Auf dieser Straße müssen Sie reiten!"

„Ah, gut, sehr gut! Wir werden diese vorzügliche Karte unserm Pan Hauptmann geben."

Sie wollten noch Königsberg, Leipzig und Hamburg wissen, die ihnen der alte Herr, der anfing Vergnügen an dieser geographischen Privatstunde zu finden, auf dieselbe Weise zeigte.

„Wie weit es wäre?"

Der Oberlehrer nannte je eine Anzahl Stunden; die Angaben schrieb der Häuptling gewissenhaft auf.

„Was, bloß 35 Stunden bis Berlin?" rief er erstaunt.

„35 Stunden!" bestätigte der Oberlehrer.

„Gut, gut! Also Kameraden, übermorgen werden wir in Berlin sein und den deutschen Kaiser gefangen nehmen!" rief er. „In Berlin gibts Wodloziodeck, viel, viel Wotky!"

Da leuchtete es in den Augen der Horde.

Sie falteten den Schnittmusterbogen zusammen, steckten ihn zu sich und verließen die stille Gelehrtenstube.

Oberlehrer Wagner bekam nichts wieder von ihnen zu sehen.

Wohl aber bekam er seinen Ring nochmals zu Gesicht. Als er am anderen Tage sein Haus verließ, spielte sich eine sehr merkwürdige Szene unter seinen Fenstern ab.

Ein Kosakenhauptmann zog mit zweien seiner Leute von Haus zu Haus. Die beiden Kosaken trugen Säcke, in denen es klimperte und klirrte. Offenbar hatte der schamlose Geselle einen Raubzug durch Geschäfte und Wohnungen gemacht. Der eine Kosak trug sogar eine Kaffeemühle in der Hand mit fort. Alle drei schienen betrunken zu sein.

Der Hauptmann trug eine Pistole in der Hand.

Da kam ihm der Kosak entgegen, der gestern in der Wohnung des alten Oberlehrers den Ring gestohlen hatte. Oberlehrer Wagner sah ihn an den schmutzigen Räuberfingern blitzen.

Auch der Offizier hatte ihn bemerkt.

Sofort befahl er dem Untergebenen, den Ring an ihn auszuliefern.

Als der sich weigerte, hielt ihm der Offizier den Revolver vor und nahm ihm das Wertstück ab, um es von jetzt ab selbst am

. . . Diesner, der ein Veteran von 1870/71 war, konnte seinen gerechten Zorn nicht meistern . . . (Seite 80.)

Finger zu tragen als ein Zeichen russischer Kultur, deren Übertragung nach Deutschland am Tage vorher der Offizier als die Mission des Feldzuges bezeichnet hatte.

Wie eifrig sich gerade die Chargen an dieser Mission beteiligten, erfuhren vor allem die Geschäftsinhaber, bei denen die Offiziere „einkauften". Sie nahmen sich, was sie brauchten und legten dafür ein Geldstück auf den Ladentisch, das selten mehr als den vierten Teil des Gegenstandswertes darstellte.

„Wie lange soll die Herrschaft dieser Räuber dauern?" fragte man sich in Verzweiflung.

Da brachte der Morgen des 6. September Antwort.

Aus dem westlichen Stadtteil fielen Schüsse. Heftiges Gewehrfeuer war in der Entwicklung begriffen.

Die Kosaken liefen aufgeregt durch die Straßen und zogen ihre Gäule hervor.

„Die Deutschen kommen!"

Den Bewohnern ein Erlösungsruf, den Eindringlingen eine Schreckensfanfare.

In hohem Bogen wölbte sich plötzlich ein feiner, schleierartiger Rauchstreifen über den Himmel. Im nächsten Augenblicke fuhr ein krachendes Ungeheuer in die Erde, streckte tausend glühende Polypenarme aus seiner selbstgegrabenen Höhle und preßte 18 Kosaken, Infanterie und Reiter, zu Tode.

Mehrere Häuser und Scheunen gingen in Flammen auf.

„In den Keller, Leute!" rief der Lehrer den Familien zu, die sich in den Schulhof geflüchtet hatten.

Hier, innerhalb der soliden, festgefügten Mauern und Wölbungen fanden sie Schutz vor dem Geschoßhagel, der bis gegen nachmittags 2 Uhr über die Stadt und ihre östliche Umgebung niederging.

Dann setzte Gewehrfeuer ein, das von Westen her näher kam, sich zugleich nach Osten entfernte. Vereinzelt hörte man den Hufschlag eines davongaloppierenden Pferdes, und als die Sonne im Sinken begriffen war, fielen nur noch vereinzelte Schüsse, und Hurrarufe aus deutschen Männerkehlen brandeten dazwischen.

Da entstiegen die geängstigten Einwohner ihren Kellerverließen und begrüßten dankbaren Herzens die wiedergewonnene Freiheit und die Retter, die ihnen das Joch der Kosakenkultur von den Schultern genommen hatten.

Schlimme Tage.

Geschichten aus der Russenzeit von Maria Schade, Königsberg i. Pr.

Dunkle Gerüchte kamen von der Grenze: in Eydtkuhnen war das Postamt durch die Russen besetzt worden, in Marggrabowa fielen Granaten. Zu diesen Gerüchten gesellten sich erschreckende Nachrichten von dem Vordringen des Feindes. Kosaken verwüsteten Dörfer, peinigten und töteten die Bewohner. Die Flüchtlinge, die bald in fast endlosen Zügen in den Mauern von Königsberg Schutz suchten, bestätigten diese Nachrichten. Was sie erzählten, war entsetzlich. Sie hatten ja mit eigenen Augen gesehen, das Unheil teilweise am eigenen Leibe erfahren! Auf Leiterwagen zogen sie durch die Straßen: schreiende Kinder, jammernde Eltern. Ein Wagen schwankte mit 36 Personen daher, zwei Drittel davon hilflos. Tagelang hatten sie unter freiem Himmel zugebracht: kein Bett gerettet, nur etwas Stroh, auf dem die Kranken lagen, immer hinter sich den Hufschlag der Kosaken. Sie wußten nicht, wohin sie flüchten sollten. Waren sie unter unsagbaren Mühen und Entbehrungen an einem Orte angelangt, so hieß es: „Fort! Fort! Die Russen sind in der Nähe!" Und weiter ging es. Auf der Straße wurden Kinder geboren. Die Mütter starben, und man wußte nicht, wohin mit den Leichen. Manche dieser Flüchtlinge waren auch den Russen in die Hände gefallen. Alles hatten sie ihnen weggenommen. Die Männer wurden gemustert. Was tauglich schien, kam über die Grenze. Und die Frauen — — — „Ich Ruß', du Ruß'" — hieß es zum Schluß.

Ja, die Russen fühlten sich schon als die Herren Ostpreußens. Sie verteilten unter sich die Gehöfte. In gebrochenem Deutsch erzählten sie, daß nun sie hier wohnen würden mit ihren Frauen, die bald nachkämen. Die deutschen Frauen würden schon noch in Rußland Männer finden. Und die Kinder! Die könnten vorläufig noch am Leben bleiben. Aber wenn sie zurückkämen, da wollten sie aus ihren Köpfen Pflastersteine machen.

So die Russen! Und doch dankten die unglücklichen Ostpreußen Gott, wenn sie nur den Russen in die Hände gefallen wären. Aber die Kosaken! Unmenschliches berichteten die Geflüchteten von diesen Horden, die nicht gekommen waren, um mit den Soldaten Krieg zu führen, die plünderten und sengten, schändeten und mordeten, wo sie nur durch eine Ortschaft zogen oder hilflose Landbewohner fanden. Alles zerstörten sie aus barbarischer Lust des Verwüstens.

Die wertvollsten Möbel wurden mit Äxten zerschlagen, unersetzliche, durch die Tradition geheiligte Familienstücke auf roheste Art bis zur Unkenntlichkeit entstellt, kostbare Gemälde und Ahnenbilder durchstochen, herabgerissen, mit Füßen getreten.

Viel Schönes, viel Ehrwürdiges ist dahingegangen. Aber manche Kostbarkeiten sind auch gerettet worden durch die Ruhe und Umsicht ihrer Besitzer. Die Kunstschätze Beynuhnens stehen noch unversehrt da. Und wem ist dies zu danken? Der Furchtlosigkeit des Verwalters, der mit allen Leuten an Ort und Stelle blieb. Drei Wochen hat er mit den Russen gewirtschaftet. In dieser Zeit ist nichts zerstört worden, kein Leben vernichtet.

Ja, die Furchtlosigkeit, der Mut, dem Feinde persönlich entgegenzutreten: das ist es, was so oft auch dem verwildertsten Gemüt Achtung abzwingt. Durch kopflose Angst, durch unüberlegte Flucht haben viele sich geschädigt.

„Die Russen kommen! Die Russen!" so hieß es auf einem alten prächtigen Edelsitze. Über hundert Jahre schon war der Besitz in der Familie, und jetzt — —? Vielleicht bald, in wenigen Stunden das Schloß, die heiligen Familiengüter ein Raub der Verwüstung, der Flammen. „Fliehen, fliehen!" scholl es wild durcheinander. Die Herrin überlegte; inmitten der vor Furcht Bebenden blieb sie ruhig. Flucht? Was rettete denn die Flucht? Das eigene Leben. Aber die ihrer Fürsorge Anvertrauten, die Dienerschaft, die Gutsleute —!

„Wir bleiben."

Ihre vier jungen Töchter, die älteste kaum 16 Jahre alt, warfen sich der Mutter weinend um den Hals.

„Ruhe, Ruhe!" mahnte die tapfere Frau.

Das große Beispiel der Unerschrockenheit, das von dem Schlosse ausging, wirkte bis in die niedrigste Hütte: die Herrin bleibt.

Und da sprengten auch schon die Russen heran: der ganze große Hof dicht gedrängt voll von Feinden.

Hochaufgerichtet, ihre älteste Tochter am Arm, trat die Edelfrau aus dem Schlosse. Die wilden Reiter stutzten. Der Anführer sprang vom Pferde, grüßte.

„Ihr sollt alles haben, aber nicht plündern!"

Die Mehrzahl verstand wohl nicht die Worte, aber jeder begriff den Sinn. Die Ruhe! Dieser Mut! Und das — das war eine Frau!

Der Offizier trat ins Haus. Die Soldaten suchten unterdessen sich's angenehm zu machen. Ihr Weg war weit gewesen, sie hatten

Auf der Flucht vor den Kosaken.

Hunger, Durst. Nicht lange, und der Offizier stand mitten unter ihnen, in der Hand die Knute. Seine Worte mußten wohl sehr eindringlich sein; ab und zu sauste auch die Knute auf den Rücken eines Liebebedürftigen nieder, der dreist in das Fenster der Gesindestube schaute, wo die Mägde sich angstvoll an der Hand hielten.

„Ihr sollt alles haben, nur nicht plündern!"

Was Küche und Keller barg, wurde aufgetragen. Im Schloß saß der Offizier neben der Herrin. Auf dem Hof drängten sich die Soldaten um die Knechte, die ihnen Speise und Trank brachten. Niemand plünderte, kein Raub, kein Mord.

Am nächsten Morgen ritten die ungebetenen Gäste wieder fort. Aber bald kamen andere. Während drei Wochen zogen 8000 bis 10000 Russen durch den Ort. Die kluge Gutsfrau wußte sich von dem obersten Befehlshaber eine Wache zu verschaffen. So blieb ihr Eigentum unangetastet. Die Durchziehenden durchsuchten wohl das Schloß nach Waffen, aber immer war sie zugegen. Und wunderbar wirkte die Gegenwart dieser unerschrockenen Frau. Man sah voller Achtung zu ihr auf, etwas Besonderes umschwebte sie, etwas, das die gewalttätige Hand bändigte. Einmal sollten mehrere ihrer jungen Knechte erschossen werden. Schon standen die unglücklichen zitternden Opfer eines Mißverständnisses an der Mauer, schon war die russische Waffe auf sie gerichtet, da ertönte ihre Stimme. Die Waffe sank — der herbeigerufene Offizier gab einen Befehl — gerettet waren fünf Leben.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Und dann das alte Ehepaar, das fest mit der eigenen Scholle verwachsen war. Ihr ganzes Leben hatten sie in dem niedrigen Gutshause zugebracht, jeden Winkel liebten sie. Und nun, nun sollten sie fliehen! Wohin? Und ihre Leute, ihre Tiere?

„Ich denke, Mutter, wir bleiben," sagte der Gutsherr. „Wir sind alt. Stehen unsere Söhne doch auch draußen vor Pulver und Blei."

Die Frau nickte mit dem Kopfe. Angst hatte sie wohl. Aber würde diese Angst im Herzen in der Fremde schwinden, wo sie getrennt war von allem, was zu ihr gehörte?

„Die Russen! Die Russen!"

Das Ehepaar trat vor die Tür des Hauses.

Schrecklich! Die da heransprengten, waren die Wildesten der Wilden, Kosaken. Wie die Augen unter der schmutzigen zerdrückten Mütze funkelten! Wie das lange Haar im Winde wehte! Die breiten roten Streifen an den zerschlissenen Beinkleidern — — —

... Schon standen die unglücklichen zitternden Opfer an der Mauer ...

Sah es nicht aus, als ob diese Unmenschen schon äußerlich mit Blut gezeichnet wären!

Der Frau wankten die Knie. Sie griff nach der Hand ihres Mannes. Der sprach zu den Feinden, bat sie, sein Eigentum zu schonen, und hieß sie als Gäste auf seinem Hofe willkommen.

... Die da heransprengten, waren die wildesten der Wilden: Kosaken! ...

Der Offizier hatte die Zügel seines Pferdes einem Soldaten zugeworfen.

„Mütterchen," sagte er zu der Alten, die mit zitternder Hand weit die Tür ihres Hauses öffnete. „Ich habe da wildes Volk, aber sie werden schon gehorchen. Ihr könnt ganz ruhig sein, nichts soll Euch geschehen." Und sorgsam half er der Alten über die Schwelle schreiten.

Der ganze Hof erscholl von den Hufschlägen der Kosakenpferde, von den rauhen Stimmen ihrer Reiter. Der Abend kam. Fackeln beleuchteten das seltsame Bild.

Die Frau stand mit ihrem Gaste am Fenster.

„Wir haben dort eine große Scheune," sagte sie. „Da können die Leute gut schlafen."

„Meine Leute — — —" Der Offizier lachte laut auf. „Die sind gewohnt, die Nacht unter freiem Himmel zu verbringen."

„So sollen ihnen die Knechte eine Streu machen."

Wieder lachte der Offizier.

„Der Kosak bleibt bei seinem Pferd. Seht Mütterchen!"

Und voller Erstaunen, mit geheimem Grausen sah die deutsche Gutsfrau, wie die bärtigen Männer sich auf das Steinpflaster des Hofes ausstreckten. Das lange Haar fiel über ihr Gesicht. Das struppige Pferd schnupperte an den breiten roten Streifen, die wieder bei dem grellen Fackelschein wie Blutspuren erglänzten — —

Die Wachen schritten auf und nieder. Ab und zu drang ein fremder Laut aus fremder Kehle in das niedrige Wohnzimmer, wo der Russe neben dem Ehepaar auf dem breiten Sofa saß und erzählte, daß er daheim auch eine alte Mutter habe, die auf ihn wartete — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein einsames Häuschen am Ende des Dorfes ...

Nicht weit davon ein Gefecht. Deutlich hört man das Knattern des Gewehrfeuers.

An dem hölzernen Tische sitzt eine Frau, um sie herum ihre fünf Kinder. Sie lauschen ... Jetzt, jetzt kommt es näher ... Nun klingen die Schüsse ferner ... Dann wieder ganz nah ... Es muß am Waldesrande sein. Die Frau und die Kinder rühren sich nicht. Es wird Abend. Die Finsternis drückt. Aber Licht anzünden ... Nein, nein, der helle Schein aus den Fenstern ... Der kleinste Knabe fängt an zu weinen. Die Mutter erzählt von dem Vater, der in der Ferne auch Soldat ist, der auch solch ein Gewehr hat, der wohl auch gerade kämpft. Er hat's mit den Franzosen zu tun. Hier wüten die Russen — — —

„Mein Gott! Mein Gott! Der Kampf kommt näher!"

Unwillkürlich zieht die Frau ihre Kinder fest an sich. Wenn die Unsrigen dem Ansturm nicht gewachsen wären ... Bis jetzt ist das Dorf vom Feinde verschont geblieben. Aber nun ... Haben doch die Flüchtlinge der benachbarten Ortschaften so viel des Schreck-

lichen erzählt. Hat sie doch mit eigenen Augen verstümmelte Kinder gesehen.

„Vater unser — — —"

Sie will beten, aber ihr fehlen die Worte, sie kann sich nicht mehr besinnen.

Da schlägt es gegen die Tür. Sie springt auf — — — —

Im Zimmer steht ein Mann, ein Russe — — — Seine Augen gleiten wild umher, den ganzen Raum scheinen sie zu durchforschen. Das Weib wirft sich vor ihm nieder, flehend streckt sie die Hände empor. Sprechen kann sie nicht. Und wenn ihr auch die Worte kämen, er würde sie nicht verstehen; ihre Sprache ist nicht seine Sprache. Mag er immerhin sie töten, aber ihre Kinder — — — Nein, nein, den Unschuldigen, den Hilflosen soll er nicht die Hände abhacken. Der Mann macht eine abwehrende Bewegung. Den rostigen Riegel schiebt er vor die Tür. — Nun — — nun muß das Entsetzliche kommen — — — Das Weib umklammert seinen Arm — — Ein Schrei ringt sich aus ihrer Brust. — — Er legt ihr die Hand auf den Mund — — nicht gewalttätig, um ihren Hilferuf zu unterdrücken, nein, mahnend. Er macht Zeichen. — — Der Frau ist es, als ob sie träume. Sie soll nicht Angst haben, er wird ihr nichts tun, ihr und den Kindern. Und nun sieht sie, wie erschöpft er ist, wie er vor Müdigkeit schwankt. Er zeigt nach der Tür. — — Er droht — — — Sie versteht. Er sucht Ruhe. Er will hier bleiben, weil ihn die Füße nicht weiter tragen. Und schon fällt er in das große Himmelbett.

Er schläft, schwer gehen die Atemzüge. Wie versteinert ist die Frau stehen geblieben. Allmählich löst sich ihre Angst in Mitleid. Wie schmutzig und zerrissen seine Kleider sind, wie abgemagert die Glieder, wie verfallen das Gesicht! Gewiß hat er furchtbar unter dem Gebote des Krieges gelitten. Und sie denkt an ihren Mann in der Ferne — — — Vielleicht sinkt der auch so ermattet in fremder Hütte auf fremdes Lager — — — Wie wollte sie die Frau segnen, die dann seinen Schlummer bewachte! Und leise geht sie durch die Stube, flüsternd gebietet sie den Kindern, ruhig zu sein.

Nun sitzen sie wieder um den hölzernen Tisch. Durch das Fenster scheint der Mond. Draußen ist es still. In dem breiten Ehebett schnarcht der fremde Mann. Allmählich schlafen die Kinder ein, die Frau legt sie in ihre Bettchen. Nur die beiden Knaben wollen nicht von der Mutter fort. Auf ihrem Schoße, an ihrer Brust schlummern auch sie ein. Stunde um Stunde verrinnt. Mit weitgeöffneten Augen bewacht das ostpreußische Weib den Schlummer ihrer fünf

Kinder, den Schlaf des russischen Soldaten. Der erste Hahnenruf — — — Sie wendet sich um — — In ihrem Bette sitzt aufrecht der fremde Mann — — — Er reibt sich die Augen, die Stirn — — Nur langsam scheint er zu begreifen — — — Sie steht auf. Ans Fußende des Bettes setzt sie eine Schale mit Wasser, Seife. Für-

... Im Zimmer steht ein Mann — ein Russe ...

sorglich legt sie ein Handtuch daneben. Der Russe schreckt empor. Auf einmal begreift er alles, alles. Er faßt nach seiner Waffe — — Sie zeigt auf die wohlverriegelte Tür. Wie ruhig es plötzlich in ihr ist! Keine Spur mehr von Angst. Gewiß, der Mann, den sie in dem Dunkel der Nacht beschützt hat, wird ihr und ihren Kindern am lichten Tage nichts tun. Sie stellt eine Kanne Milch

auf den Tisch. Daneben legt sie Brot und Fleisch. Der Russe blickt in die Schale mit Wasser — — — Er schüttelt den Kopf. Aber essen, trinken — — —

Das ostpreußische Weib bedient den Russen als den Gast ihres Hauses. Unterdessen sind die Kinder erwacht. Die Neugier treibt sie aus den Betten, aber scheu drängen sie sich um die Mutter. Da nähert sich der fremde Mann. Leise weinen die Kinder, schützend breitet die Mutter die Arme über sie aus. Der Russe schüttelt den Kopf. Und nun zeigt er mit der Hand eine Entfernung von der Erde fünfmal, bald größer, bald kleiner. Dann zeigt er wieder auf die Kinder, drückt die Hände aufs Herz. Sein verfallenes Gesicht leuchtet auf.

Die Mutter versteht: er hat auch fünf Kinder daheim, er liebt sie auch. Nun legt er seine Hand auf die Schulter der Frau, nickt ihr zu. Sie versteht: er hat auch ein Weib daheim. Dann tritt er an die Schale voll Wasser. Mit den Fingern benetzt er die Augen, so daß große Tropfen über seine Wangen laufen; das Weib daheim hat geweint, als er fortging.

Ein Schuß — — — drüben vom Walde — —

Der Russe stürzt nach der Tür. Den Riegel reißt er zurück — — Mit einem Satz ist er im Freien — — — Er biegt um die Ecke des Hauses — — — In dem Kartoffelfelde verschwindet er. — — —

Am Waldesrande blitzt es — Waffen — deutsche Waffen —

Das Weib fällt auf die Knie. Sie betet für ihren Mann, der in der Ferne kämpft — — — Da fallen wohl auch die Schüsse so wie hier — — —

„Gott, Gott, beschütze ihn!"

Sie betet auch für den fremden Mann. Hat er doch auch ein Weib, das auf Knien liegt — — — Fünf Kinder, die Waisen sind, wenn er nicht wiederkehrt . . .

Meine Erlebnisse aus der Russenzeit.

Von Amtsvorsteher Graap.

Bis zum 22. August hielten wir für unnötig, vor den Russen die Flucht zu ergreifen, da nur beruhigende Nachrichten in unseren Zeitungen standen und wir felsenfest überzeugt waren, daß die Russen sich nicht so weit vorwagen würden. Es schwirrten ja wohl

recht beunruhigende Gerüchte in der Luft umher, auch kamen schon verschiedene Flüchtlinge mit ihren Wagen und Herden von der Grenze und erzählten von dem dortigen Elend, trotzdem glaubten wir uns sicher. Sonntag, den 22., war ich mit den Meinigen zum letztenmal abends 9 Uhr zum Bahnhof Neu-Waldeck gefahren, um den durchfahrenden Verwundeten Erfrischungen zu reichen, und wir erhielten von denselben den Trost, daß die Russen nicht durchdringen würden, wodurch wir sehr beruhigt waren, und zu Hause angelangt, leichten Herzens zur Ruhe gingen, ahnungslos, daß es für uns die letzte ruhige Nacht für lange Zeit sein sollte. Denn am Montag kam schon eine Extraverfügung des Landrats: Wir sollten langsam packen, jedoch wäre zur Beunruhigung noch kein Grund. Am Abend desselben Tages kamen nun etwa 60 Flüchtlinge aus dem Kreise Friedland, ungefähr 20 Kilometer von meinem Wohnort entfernt, die innerhalb zweier Stunden ihre Heimat hatten verlassen müssen, auf meinen Hof gefahren und baten um Nachtquartier, das ihnen auch, so gut es ging, gewährt wurde. Natürlich wars ja nun mit der eigenen Ruhe vorbei und das Weiterpacken verbot sich von selbst, da man nicht den Schlaf der Reisenden stören wollte. Es war kein freies Plätzchen im Hause, wo man sich selbst ausruhen konnte und so stand ich denn mit meiner Frau in der Vorhalle und wir berieten über unsere eigene bevorstehende Flucht. Am Dienstag morgen lief denn auch die Depesche ein: daß der Feind vor Korschen stehe und keine amtliche Benachrichtigung mehr erfolgen könne.

Daraufhin verließen uns die Flüchtlinge. Wir konnten nun unsere Habe, die wir mitnehmen wollten, auf Wagen packen, versorgten uns mit Brot, Milch, Eiern, Fleischvorräten und Äpfeln, ließen Vieh und Schweine aus den Ställen, gaben dem Federvieh die Freiheit und nahmen Abschied von unserer lieben Heimat, meiner vom Vater ererbten Scholle. Es war ein Abschied, der das Herz zerriß. Die Türen des Wohnhauses blieben geöffnet, denn es befanden sich schon fremde Flüchtlinge darin, die hier Rast gemacht hatten. Ich fuhr mit meiner Familie, meinem häuslichen Personal und den verheirateten Leuten mit ihrem Hab und Gut mit fünf hochbeladenen großen Wagen die Straße nach Kreuzburg, etwa vier Meilen herunter. Die Fahrt ging sehr langsam von statten, so daß wir ungefähr acht Stunden bis zum Ziel gebrauchten. Die ganze Chaussee war mit Flüchtlingswagen bedeckt, die alle demselben Ziele zustrebten. Es war ein unbeschreibliches Elend. Diese abgetriebenen Gäule, die die Tour schon von den Grenzkreisen her

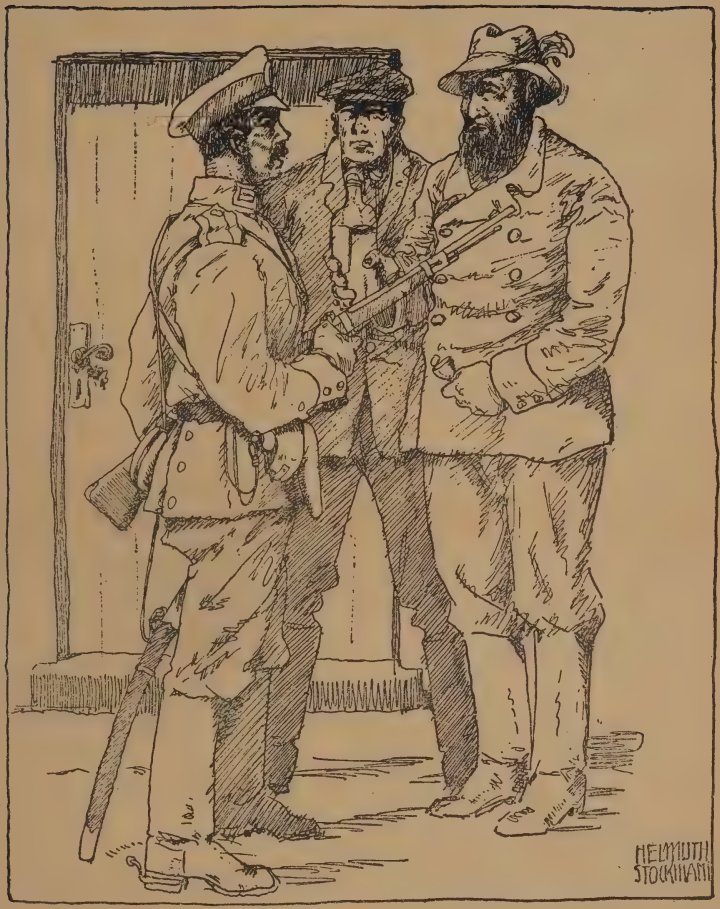
gemacht hatten, verschiedene zusammenbrechende Wagen, hier ein verendetes Schwein, da ein totmüder Bulle, dort eine lahme Kuh, deren Füße mit Lappen bewickelt waren, um sie von der Stelle zu bewegen. Die Leute auf den Wagen mit traurigem, mitunter verzweifeltem Gesichtsausdruck. Ein Bild zum Weinen! Ein Grauen vor der Zukunft beschlich uns. Abends etwa 9 Uhr kamen wir dann nach Kreuzburg, fuhren in einem Weidegarten mit den Wagen auf, machten uns zwischen denselben ein sehr primitives Lager und versuchten zu schlafen. Aber der Schlaf floh uns, trotzdem wir sehr ermüdet waren. Die Gedanken wanderten zurück nach der verlassenen Heimat. Man gedachte der armen, dem Verderben preisgegebenen Kühe, die nicht mehr gemolken waren und der Schweine, die ihr Futter nicht erhalten hatten, und der Kälber, die nicht ihre Milch bekommen, sowie des Federviehes. Wie mochte das alles brüllen und schreien vor Hunger und Durst! Man hörte hier ringsherum in den verlassenen Gehöften diese vorwurfsvollen Töne und es schnitt ins Herz! Mittlerweile waren die Einwohner unseres ganzen Dorfes uns nachgekommen und auch hier aufgefahren, da suchte einer den anderen zu trösten. Wir hörten von jemand, daß in Kreuzburg selbst ausgeklingelt worden sein sollte, der Kreis Pr.-Eylau könne zurück, es sei keine Gefahr. Das war für uns ein Hoffnungsstrahl. Sowie der Morgen anbrach, ging ich gleich auf die Post und fragte durch eine Depesche beim Landratsamt an, wie wir uns weiter verhalten sollten. Nach stundenlangem Warten lief die folgende Depesche ein: Es besteht keine Gefahr, rate dringend nach Hause umzukehren, bin in diesem Sinne vom Regierungspräsidenten für meinen Kreis angewiesen.

Wer war nun froher als wir! Ich ordnete auch gleich unsere Rückfahrt an und fuhr mit meiner Familie, mit meinem kleinen leichteren Wagen vor, so schnell es eben ging. Die Wagenreihe der Flüchtlinge riß nicht ab, man mußte sich nur so durchschlängeln, um überhaupt weiter zu kommen. Außerdem waren ganze Dörfer und Güter auf den anliegenden Wiesen und Äckern aufgefahren, um hier abzukochen. Und die letzte halbe Meile war die Sache dermaßen verfahren, daß man nur auf Umwegen nach Hause kam. Das Bild meiner Häuslichkeit hatte sich inzwischen sehr verändert, insonderheit die Küche. Da waren sämtliche Küchengeräte heruntergerissen, gebraucht, nicht gesäubert stehen gelassen, die Wasserleitung kaput, auf dem Fußboden schwamm alles! Zum Glück hatten Bekannte auch hier Rast gemacht und verhütet, daß alles gänzlich ausgeplündert wurde, wie es anderwärts geschehen ist. Kaum waren

wir zu Hause, kam eine Radfahrerpatrouille sehr ermattet an, die sicher vor den Russen geflüchtet war und verfolgt wurde, denn als sie sich gesäubert und erfrischt hatten, zogen sie sich wieder weiter nach Königsberg zu zurück, ohne uns zu warnen. Es kamen immer neue Flüchtlinge durch das Dorf, eine wahre Völkerwanderung. Wo man helfen konnte, tat man es, man war ja so glücklich, zu Hause zu sein. Am Abend kam der benachbarte Rittergutsbesitzer Herr B. mit seinem zwölfjährigen Söhnchen, seinem Beamten Herrn W. und seinem weiblichen und männlichen Personal mit hochbepackten Wagen, Betten, Wäsche, Eßwaren usw. auf meinen Hof und bat um Nachtquartier. Sie wurden nachdem unsere Leidensgefährten. Drei Stunden hatten sie gebraucht zu einem Kilometer Weges, so besetzt war die Straße mit Flüchtlingen. So kam wieder die Nacht und verging, ohne uns den ersehnten Schlaf zu bringen, da die Unruhe im Dorf zu groß war. Kleider und Schuhe wurden überhaupt nicht mehr abgelegt, weil man schon auf alles gefaßt sein mußte. Da, am nächsten Morgen, also am Donnerstag, etwa 1/25 Uhr erschienen die ersten Kosaken, verlangten Milch von den Frauen, die die Kühe im Garten melkten und ritten weiter. Zwei Stunden später ließen sich wieder welche im Dorfe blicken, wurden aber von unseren Landstürmern im Auto verfolgt und beschossen. Einer wurde erschossen und mitgenommen, die anderen entkamen auf ihren schnellen, kleinen Pferden. Nun wurde die Sache für uns ernst, denn es dauerte nicht lange, so erschien auch schon der erste Kosak vor der Haustür, verlangte mich zu sprechen und fragte mich auf russisch, das Gewehr immer im Anschlag auf mich gerichtet, nach Pruß. Er wurde sehr erregt, als ich ihn nicht verstand. Endlich erriet ich denn auch seine Wünsche und bot ihm Zigarren und Wutki an, und nachdem mein Freund W. auf seinen Wunsch ihm vortrank, tat er sich denn auch gütlich an diesem extra stark zurechtgebrauten Russengetränk. Er ritt denn auch, jetzt freundlicher geworden, ganz zufrieden von dannen. Ehe wir uns aber versahen, war der ganze Hof voll von russischem Militär. Sie tränkten ihre Pferde am Brunnen und die Offiziere und Mannschaften kamen vor die Haustür und labten sich an Milch, Butterbrot, auch trockenes Brot verschmähten sie nicht. Sie meinten sogar, Butter wäre nur für die Deutschen. Es war ein hochinteressantes Bild. Alles große, schlankgebaute, fast durchweg blonde Menschen. Die Offiziere alle wohl gepflegt und im großen ganzen nicht unfreundlich. Besonders stach der Pope ab. Er hatte einen langen wallenden Bart, die Haare reichten bis zur Schulter.

Auf dem Haupte hatte er einen schwarzen, unserem Zylinder ähnlichen Hut und einen langen weißen Staubmantel auf dem Körper. Er konnte kein Wort Deutsch, obwohl die anderen Offiziere fast durchweg ein recht gutes Deutsch, mitunter auch ein gebrochenes Deutsch sprachen. Der Schimmel, den er ritt, war auch schon eine alte Märe. Die anderen Pferde waren aber allerbestes Material und in gutem Futterzustand. Wohl kein Wunder, da der Hafer überall gestohlen und in Unmengen verfüttert wurde. So kam nun Kavallerie und Artillerie den ganzen lieben Tag die Straße durch das Dorf gezogen und der Hof wurde nicht leer; eine Truppe ritt ab, die andere kam. Die Pumpe gab nur noch Grundwasser, aber getränkt wurde doch. Die Milch wurde knapp, unser schönes Brot ging zur Neige und noch war kein Ende abzusehen. Nach meiner Schätzung müssen mindestens 20000 Mann durchgezogen sein, denn allein 12000 Mann blieben im Dorf selbst in Quartier zur Nacht.

Die Offiziere waren auch sehr verschieden geartet. Es waren sehr unbarmherzige Herren darunter, denen man alles zutrauen konnte, die auch Drohungen ausstießen, und man tat schon am klügsten, wenn man mit freundlicher Miene gab, was sie verlangten. Jedoch waren auch sehr anständige und höfliche Herren darunter, die uns immer wieder versicherten: „Sie führen nur mit Soldaten Krieg, die Bevölkerung würde geschont." Sie fragten uns auch, warum die Bevölkerung geflohen wäre? Denn dadurch gaben sie das Ihrige frei und dort wurde geplündert. Aber wer zu Hause wäre, behielte alles. Es ist auch niemand ins Haus gedrungen. Besonders taten sich die Ärzte sehr hervor. Mit Tränen im Auge warnten sie uns, wir sollten uns ruhig hinlegen und schlafen, nichts sehen und hören, dann geschähe uns nichts. So lange Offiziere bei den Mannschaften waren, ging es auch sehr gut ab. Die letzteren hatten inzwischen den Speicher entdeckt und schleppten im Laufe des Tages über 200 Zentner Hafer aus demselben. Die Säcke gingen natürlich auch mit. Auch hatten sie schon am Vormittag acht Pferde aus meinem Stall fortgeführt, zehn Pferde von den anderen Flüchtlingen, die bei mir Unterkunft gefunden hatten und fünf echte, belgische, tragende Stuten des Herrn B., der auch auf diese Art gezwungen wurde, bei mir zu bleiben und unser Leidensgefährte zu werden. Klagten wir den Offizieren gegenüber unsere Not, so sagten sie einfach: Wir hätten es nicht ohne Bezahlung herausgeben sollen, sondern uns von den Offizieren bezahlen lassen, jedoch waren diese Herren nicht immer dabei und wo sollte man sie suchen? So



. . . Endlich erriet ich seine Wünsche und bot ihm Zigarren und Wutki an . . . (Seite 97.)

mußte man schon gute Miene zum bösen Spiel machen, denn der Revolver saß den Leuten sehr locker und wurde zum Nachdruck gleich vorgehalten. Um die Vesperzeit wurde uns dann mitgeteilt, daß wir Einquartierung bekämen. Die Pferde wurden in der Tenne und draußen angebunden, Heu, Stroh und ungedroschenes Getreide wurden verfüttert und verschwendet in unheimlichen Mengen.

Die Feldküche fuhr in der Mitte des Hofes auf und es ging ans Abkochen. Rinder, Schweine, Hühner, Enten mußten daran glauben, es wurden nur die besten Stücke von allem verwendet, das übrige blieb liegen. Die Leute wurden sehr gut verpflegt. Es gab zweimal am Tage Fleisch mit Bouillon und Brot, Kartoffeln lieben sie nicht, abends Tee und morgens Erbsensuppe. Milch erhielten sie aus meinem Haushalt. Es war ein ewiges Schmausen. Ein Zimmer war von zwei Obersten besetzt, die Abendbrot von uns verabfolgt bekamen. Tee und Kakao mußte der Bursche kochen. Es waren zwei höfliche nette Herren, die sich für alles freundlichst bedankten. Auch befand sich ein Einjähriger in meinem Hause, der den Dolmetscher abgab und auch sonst sehr weitgehende Funktionen ausübte. Es war ein sehr gebildeter Mensch von 19 Jahren, der in Leipzig studiert hatte und weite Reisen, die sich bis in die anderen Erdteile erstreckten, hinter sich hatte. Er kannte keinen besonderen Deutschenhaß, und versuchte uns zu helfen und zu schützen, wo es eben anging und bedauerte sehr, daß er noch nicht Offizier wäre, so daß er seine Leute mit dem Revolver bedrohen könnte, im Falle eines Ungehorsams. Es kam vor, daß sie nicht gleich gehorchen wollten. Er sagte selbst, daß er Deutschland sehr hoch schätze, seines Fleißes wegen. In Rußland werde niemand dazu erzogen oder angehalten. Auch wurde von den Offizieren allgemein der Wohlstand und die Kultur Ostpreußens bewundert. Nur den Landsturm verhöhnten sie, der sie auf ihren Ackergäulen aufhalten sollte. Sie sollten lieber zu Hause bleiben, Brot backen, damit sie das vorfänden. Denn Feldbäckereien besitzen sie keine. Der Landsturm hat es ihnen aber später bewiesen, wozu er da war. Um 7 Uhr nachmittags wurden Wachtposten ausgestellt. Es durften keine Fenster geöffnet werden. Niemand den Garten oder die Straße betreten. Um 9½ Uhr mußten auch die Zimmer dunkel gehalten werden und alles zur Ruhe gehen. Auf Bitten, dem Einjährigen gegenüber, durften wir ein Zimmer erleuchtet halten, allerdings mußten die Laden fest geschlossen werden. Es war für uns ein unheimliches Gefühl, so von dem Feinde umschlossen zu sein und seiner Willkür preisgegeben. Mit Zigaretten und Streichhölzern bewegten sich die Russen auf Heuboden, Tennen und Ställen, so daß man im Glauben war, jeden Augenblick entstehe ein Brand. Der Einjährige versuchte mich wohl zu beruhigen, indem er meinte, dann würden sie ja ihre Stellungen verraten. Es geschah auch nichts. Trotzdem verbrachte man die Nacht sehr unruhig und ohne Schlaf, denn wenn wir auch nicht den Augenblick in Gefahr schwebten, aber die Sorge

um unsere Zukunft war zu groß. Es war doch anzunehmen, daß nach diesen Elitetruppen die Infanterie kommen würde, sowie Kosakenhorden, und warnten uns selbst die Offiziere vor diesen. Es wäre nicht die Zucht darin, die sie in ihrer Truppe mit Erfolg zu halten suchten. Auch wenig gebildete Offiziere seien bei denselben. Am nächsten Tage, Freitag den 28., verließen sie dann ihre Quartiere und nahmen außerhalb des Dorfes Aufstellung. Der eine Oberst bat meine Frau noch um ein gebratenes Huhn zur Weiterreise, welches er auch erhielt. Jedoch sollte er es nicht genießen, da es ihm die eigenen Leute fortstahlen, nach Aussage des Einjährigen. Ehe sie aus dem Quartier rückten, ließ ich die Offiziere um eine Bescheinigung bitten, worin sie beglaubigten, daß ich sie und die Mannschaften gut aufgenommen hätte und ihnen gegeben, was in meinen Kräften stand. Sie taten es auch gerne, und stellten diese in russischer Sprache aus. Der Einjährige überreichte sie mir und übersetzte sie mir gleichzeitig ins Deutsche. Um 10 Uhr kamen sie plötzlich mit ihren Pferden, Küchen und Karren in vollem Galopp auf den Hof und in die Ställe gesprengt. Es war ein deutscher Flieger über den Ort gezogen, daher dieses Verstecken. Sie blieben bis zum Nachmittag am Rande des Dorfes und in dieser Zeit kam der Einjährige öfter auf meinen Hof, nach dem rechten zu sehen, denn es kamen immer noch einzelne Russen und kleinere Patrouillen über den Hof, dieses und jenes requirieren und wurden dabei mitunter unverschämt. Unsere ganze Sicherheit hatten wir nur diesem einjährigen Garde-Dragoner zu verdanken. Endlich am Nachmittag kam er, sich von uns zu verabschieden mit einem „Auf Wiedersehen" und die Russen zogen weiter den Weg nach Mühlhausen, Pr.-Eylau. Eine große gelbe Staubwolke am Horizont verriet uns noch lange Zeit darauf den Weg, den sie zogen.

Wir waren nun wie vom Alp befreit, aber was mochte uns die Zukunft bringen?! — Seit acht Tagen hatten wir keine Zeitungen und keine Nachrichten von unserem Militär. Wie mochte es damit stehen? Wohl glaubten und hofften wir, daß wir Deutsche uns nicht besiegen lassen werden, wenn wir auch schon von den Russen als russisch betrachtet wurden. Verschiedentlich verlangten sie Zeitungen, wenn auch ältere, erhielten aber keine. Auch erzählten sie uns, daß in Berlin Aufstand wäre, worauf ich ihnen zur Antwort gab: Es wäre alle Tage großer Aufstand. Da verbesserten sie sich lächelnd, sie meinten Aufruhr. — Nun waren wir frei und freuten uns auch darüber. Ich besah meine Wirtschaft und fand sie schon sehr verändert. Große Unordnung herrschte überall, die

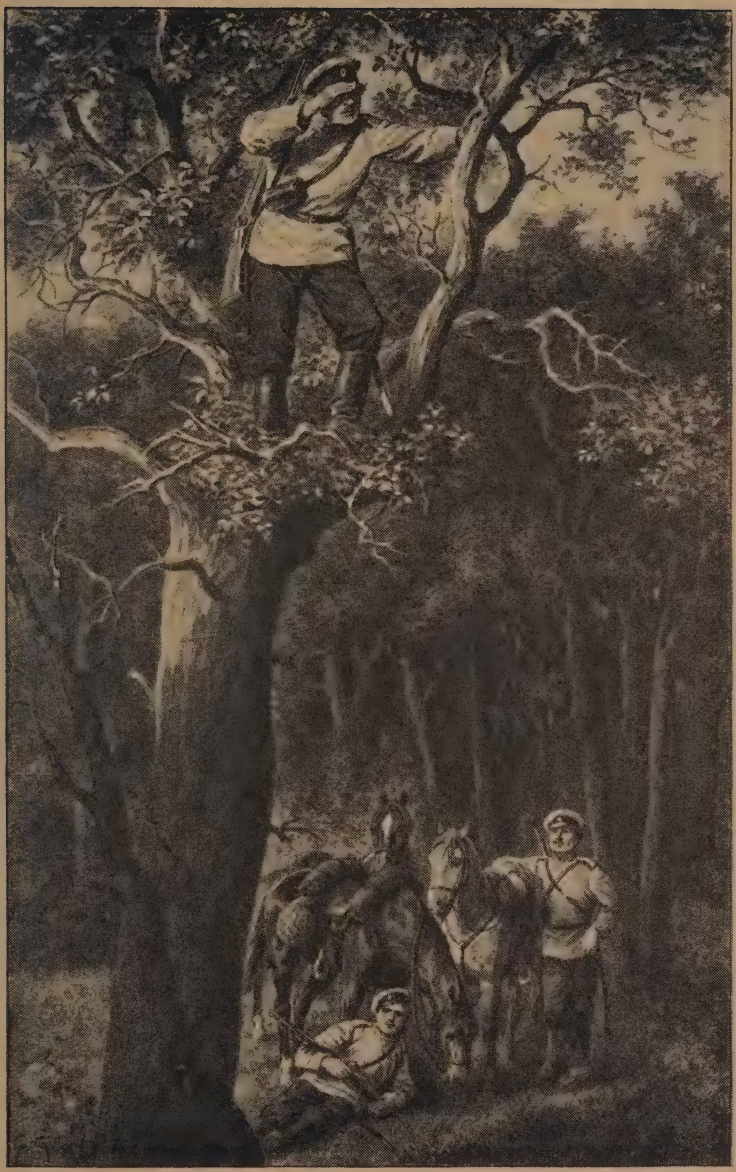
Zäune abgebrochen, die Drähte durchschnitten. Futter, Stroh, Getreide, Eingeweide, Felle, Fleisch und Unrat lag alles durcheinander. Man fing an aufzuräumen und wurde an diesem Tage nicht mehr behelligt. Denn den Trost hatte uns schon der Einjährige beim Abschied gegeben: die Infanterie gehe einen anderen Weg. Es brach der Sonnabendmorgen, der 29., an. Ein Zeppelin zog etwa 1/25 Uhr seine Bahn und wurde in der Ferne beschossen. Es war ein herrlicher Morgen und wir standen draußen und verfolgten den Zeppelin mit den Augen, gedachten der vergangenen Tage und fragten uns, was uns wohl dieser Tag bringen wird, denn bis jetzt hatten sich die Ereignisse von Tag zu Tag gesteigert. Wir hatten ja keine Ahnung, daß dieser Tag in seiner Frische und Schönheit der schrecklichste Tag unseres Lebens werden sollte. Als alle Hausgenossen sich zusammengefunden hatten, wollten wir gemeinschaftlich das erste Frühstück einnehmen, da sahen wir ein russisches Auto in der Richtung Königsberg durch das Dorf fahren. Es währte gar nicht lange, da kam dasselbe zurück. Inzwischen hatte sich an der Mühle des Dorfes eine deutsche Kürassierabteilung aufgestellt, die drei Mann ins Dorf sandten, um auszukundschaften, ob es russenfrei sei. Da erblicken sie das näherkommende Auto, sitzen ab, lassen sich die Pferde von den zusammengelaufenen Leuten halten, verstecken sich hinter Gebüsch und schießen im geeigneten Augenblick auf dasselbe. In dem Auto sitzen zwei höhere Offiziere, die auch die Revolver in Bereitschaft halten und schießen. Ein Offizier sinkt getroffen zurück, das Auto rast weiter, verfolgt von den Kürassieren bis nach dem entgegengesetzten Ende des Dorfes, Schüsse fallen noch immer, jedoch entflieht das Auto, die Soldaten geben ihre Verfolgung auf und kehren langsam, die Pferde am Zügel führend, die Straße zurück. Wir verfolgen den Vorgang durch die Fenster des Hauses, bewundern den Schneid der Reiter, freuen uns, daß wir bald erlöst werden und setzen uns endlich an den gedeckten Kaffeetisch. Da heißt es, die Russen sind wieder auf dem Hof, gleich darauf der Ruf: „Die Scheune brennt!" Wir stürzen zum Fenster und sehen das ganze Gehöft — bestehend aus sechs großen Wirtschaftsgebäuden sowie Insthaus nebst Stall — in hellen Flammen. Ein Geknatter von Schüssen ist zu vernehmen, dadurch waren wir im Glauben, es finde draußen ein Gefecht statt. Ich schließe mit meiner Frau die Fenster und Läden nach der Hofseite, damit durch die furchtbare Hitze das Innere des Hauses nicht in Brand gesetzt wird oder Funken hineinfliegen. Mittlerweile waren verschiedene Personen mit ihrem Gepäck nach

der Gartenseite hinausgelaufen, da erhielten sie Schüsse nachgesandt, die verschiedentlich ihre Wirkung hatten. Ein junges Mädchen, Fräulein P., erhielt einen Schuß durch den linken Arm und der auf ihren Schrei zu Hilfe kommende Herr H. W. erhielt gleichfalls sechs Streifschüsse, die aber weiter keinen großen Schaden anrichteten. Mit großer Mühe flüchteten sie in das Haus zurück, und wir schlossen nun dasselbe, da wir jetzt gemerkt hatten, daß sie es auf uns abgesehen hatten. Wir mußten uns auch nach der durch die Laden gesicherten Seite des Hauses begeben, da von der Straße und dem Garten aus Schüsse durch die Fenster und Türen fielen. Sie trafen die Hängelampe, die Ampel und verschiedentlich die Innenwände. Was würde nun geschehen? Stand unser Ende bevor? Entweder wir wurden erschossen, wenn wir uns hinauswagten oder wir mußten hier verbrennen. Die Hitze wurde allmählich unerträglich. Die Gedanken jagten, die Pulse flogen, man fand keinen Ausweg. So standen wir zwanzig Personen, darunter ich, meine Frau, mein Sohn, 15½ Jahre und meine Tochter, 14½ Jahre und ergaben uns in das Schicksal. Mit dem Leben hatten wir abgeschlossen. Leib und Seele befahlen wir dem Herrn, und je länger wir so standen, zirka ½ Stunde lang, desto ruhiger und gefaßter wurden wir. Es war anzunehmen, daß das Dach über uns schon brannte, denn es war ein unheimliches Knistern und Rauschen des Feuers. Da rüttelte es an der Tür — ein Russe erschien und legte auch gleich im Flur Feuer an. Wir flohen nun durch die Zimmer nach dem Garten, wurden von den Russen sofort umzingelt, auf die Straße an den brennenden Gehöften vorbei über Acker, durch Gärten und Gräben hindurch neben die Ortschaft, wo schon ein großer Teil Einwohner anwesend waren, geführt. Wir Männer wurden von den Frauen und Kindern geschieden, unsere Kleider nach verdächtigen Sachen untersucht, Messer, Karten nahmen sie an sich, verschiedentlich auch Geld. Mein Portemonnaie ließen sie mir. Revolver fanden sie keine. Nachdem sie uns gestattet hatten, uns von Frau und Kindern zu verabschieden, führten sie uns Männer wieder zurück nach der Chaussee. Das Weinen und Klagen der auch umzingelt gehaltenen, in einiger Entfernung nachgeführten Frauen und Kinder schnitt uns tief ins Herz, denn man sah sich in diesem Leben wohl nicht wieder. Meinen 15½jährigen Sohn hatten sie mit einem jungen Besitzer N. extra in die Mitte von vier Russen genommen. Ihn glaubte ich sowieso verloren. Allgemein nahmen wir an, es gehe in den Tod, der grimmige Ausdruck der uns Umzingelnden ließ auch keine andere Deutung zu. Schweigend

erreichten wir die Straße und nahmen hier Aufstellung. Da ergriff ein höherer Offizier das Wort und bedeutete uns: Es sei von Zivilbewohnern auf das Auto geschossen und ein höherer Offizier dabei erschossen worden. Daraufhin tun wir Russen nichts anderes, als die Deutschen in Belgien. Das Dorf werde in Brand gesteckt, und die männlichen Einwohner erschossen. Als er eine Pause machte, trat ich ein wenig hervor und erwiderte daraufhin folgendes: Mein Ehrenwort darauf, daß nicht von Zivil geschossen worden sei. Die Einwohner seien friedliebend und auf den Feind nicht erbittert, sie täten so etwas nicht. Deutsche Kürassiere hätten es getan, wir hätten selbst gesehen, wie dieselben das Auto durch das Dorf verfolgten. Auch übergab ich ihm die Bescheinigung des Obersten, der bei mir in Quartier gelegen hatte. Ein Überlegen seinerseits! Waren es nun meine Worte oder die Bescheinigung, die auf ihn Eindruck machten, kurz und gut, er meinte, da wolle er noch Gnade für Recht walten lassen und wir könnten gehen, jedoch sollten wir überall seine vorherigen Worte bekannt machen. So machten wir kehrt und entfernten uns, aber kaum waren wir ein paar Schritte fort, so traten ein paar Russen hinzu, erfaßten Herrn H. aus B. und führten ihn zurück. Es krachten ein paar Schüsse, und er weilte nicht mehr unter den Lebenden. Das war der Gutsbesitzer, der mich um Nachtquartier gebeten hatte. Warum er erschossen wurde, weiß ich heute noch nicht. Ohne uns umzublicken, gingen wir weiter, dem brennenden Dorfe den Rücken zugewandt, mit Frauen und Kindern uns vereinigend nach dem Felde. Von den ausgestandenen Aufregungen bis auf das äußerste erschöpft, setzten wir uns abseits des Dorfes auf einen Grabenrand, und trotzdem wir unser ganzes Hab und Gut in Flammen sahen und die ganze Errungenschaft und Arbeit meines 16 Jahre langen Ringens und Strebens auf meiner Scholle vernichtet vor mir lag, war ich doch von Herzen froh, mit dem Leben davongekommen zu sein, ebenso mein Sohn, und mit meiner Familie wieder vereinigt zu sein. Mittlerweile trafen andere Personen aus dem Dorfe ein und berichteten schreckliche Dinge, die dort passiert waren. Es sei jeder ohne Ausnahme, der auf der Straße war oder flüchten wollte, ergriffen, zu vier, sechs und acht aufgestellt und erschossen, so wie auch viele gleich auf der Flucht erschossen wurden und auf der Straße lagen. Kantor H., der noch mit seiner Familie in die Kirche flüchten wollte, da ihm seine einquartierten russischen Offiziere gesagt hatten: „Sowie etwas passiere, solle er sehen nach der Kirche zu kommen, Kirchen blieben unberührt," wurde auf dem Wege dahin angeschossen und als er

schon die Tür geöffnet hatte, zurückgerissen, weiter durch das Dorf geschleppt, mit dem Kolben gestoßen und durch weitere Schüsse derartig verletzt, daß er nach qualvollem Leiden nach einigen Stunden auf dem Transport zum Nachbardorf verschied. Die Russen hatten auf der anderen Seite der Ortschaft grausam gehaust. Es gab kein Erbarmen. Wer noch in ein Haus flüchtete, wurde herausgeholt, mit Kolben gestoßen und mit der Knute vorwärts getrieben zum Richtplatz. Es wurden alte Männer, sogar von 80 Jahren, Knaben

von 15 Jahren, eine Frau, ein vierjähriges Kind auf dem Arm des Vaters, erschossen. Im ganzen büßten 61 Personen ihr Leben ein. Eine alte Frau und zwei kleine Kinder verbrannten bei lebendigem Leibe; sie konnten nicht gerettet werden. Besonders leid tat es mir um meinen 80jährigen Arbeiter Lange, der mir und meinem Vater 50 Jahre treu gedient hatte. Er bekam einen Rückenschuß, fiel in das brennende Haus und kam elendiglich um. Diese entsetzliche Botschaft, sowie die brennenden Dörfer und Güter umher drückten uns gänzlich zu Boden. Wohl war es ein sonnenklarer Tag, aber dieses große Flammenmeer um uns verbreitete eine unnatürliche Atmosphäre, und verdunkelte den blauen Himmel dermaßen, daß die Sonne nur wie durch einen blutigen Dunstschleier hindurchsah. Es war ein Elend und Schrecken, fast jeder hatte ein Opfer zu beklagen. Man wird das Bild des Jammers nicht los werden bis an das Lebensende. An solchem Tage wird man um viele Jahre älter. — Als wir uns dann ein wenig erholt, auch durch die frisch gemolkene Milch einer in unserer Nähe weidenden Kuh erquickt hatten, erhoben wir uns und beschlossen, uns einen Weg zu suchen, um den Russenhorden zu entgehen und wieder in deutschen Schutz zu kommen. So nahmen wir mit trüben Blicken Abschied von der Heimat. Es hielt uns nichts. Pferde, Bullen, Kälber, Schweine, Federvieh und die treuen Hunde waren dahin. Sie lagen verbrannt in den Gebäuden. Ihre Schmerzensschreie verfolgten uns bis ins Feld. — Um 12 Uhr mittags begann unsere Wanderung über Kl.-Waldeck, Mostitten, Galben nach Pr.-Eylau zu; da stießen wir auf große Truppenmassen, hauptsächlich russische Infanterie, die uns den Weg versperrten. So waren wir fast wieder gezwungen, den ganzen Weg zurückzugehen, um einen anderen einzuschlagen. Hunger und Durst löschten wir durch Wasser und Pflaumen, denn außer der Milch hatten wir nur morgens eine Tasse Kaffee genossen, und die Hitze war unerträglich. Auf einem Gehöfte wurde auch Fräulein P.'s Arm regelrecht verbunden, durch eine Flüchtlingsfrau, die eine gelernte Krankenschwester war, und die wir durch Zufall dort vorfanden. Meilenweit waren wir gegangen, leider umsonst, wir kamen aus dem Russenring nicht heraus. So beschlossen wir nach Dornau zu gehen. Es kam aber der Abend, und in der Nacht war es nicht ratsam, die Stadt oder ein Gehöft zu betreten. Wir waren sehr müde geworden, auch erschwerten uns die Sandwege ungemein das Weiterkommen, deshalb beschlossen wir, die Nacht auf freiem Felde zu verbringen. Es war bitterkalt, der Wind wehte rauh und durchkältete uns bis auf die Haut. Wir selbst waren sehr erhitzt, und trotz-



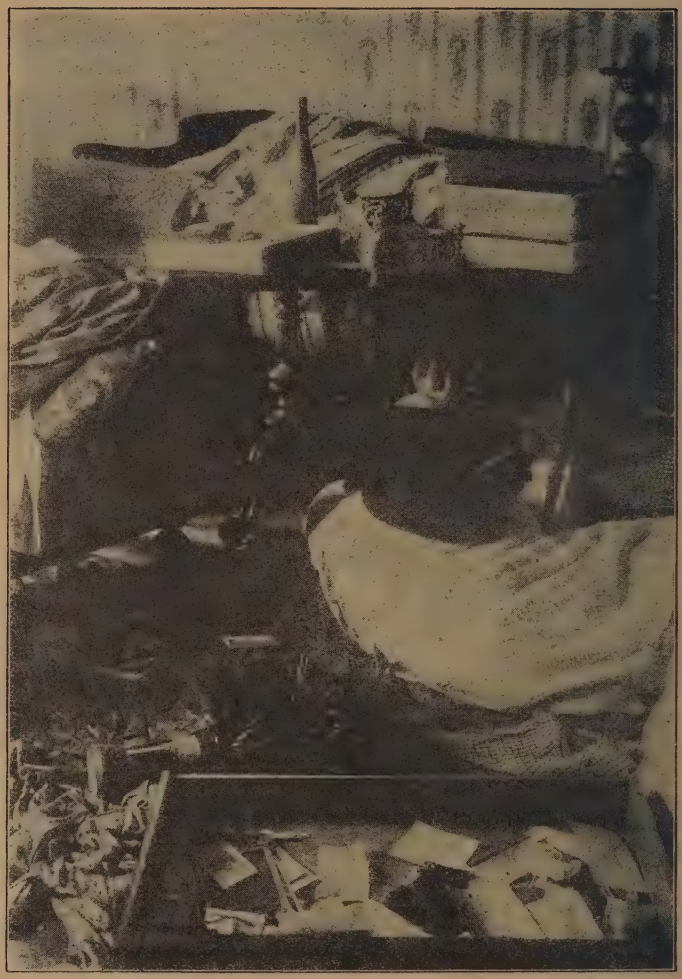
Baumposten der Kosaken in Ostpreußen.

dem wir uns ganz nahe aneinander drängten, froren wir dermaßen, daß der ganze Körper bebte. Mäntel oder wärmere Kleider waren nicht gerettet worden. Eine Flasche Rum, die anstatt Kognak gerettet war, mußte öfter die gesunkenen Lebensgeister auffrischen. An Schlaf war nicht zu denken. Herrenloses Vieh brüllte rings herum, Flüchtlingswagen rasselten vorbei, blieben im Sande halten und wurden mit viel Geschrei und Vorspann wieder in Bewegung gesetzt. In den Wagen ertönte klägliches Kindergeschrei. Unheimlich sah der Horizont aus. Ein Flammenmeer reihte sich an das andere und erleuchtete dadurch die finstere Nacht. Gespenstisch hoben sich die einzelnen im Winde sich bewegenden Bäume davon ab, so daß man fast im Glauben sein konnte, es ritten unheimliche Gestalten dahin, die der Hölle entsprungen waren. Sobald der Tag (Sonntag) anfing zu grauen, brachen wir auf und kamen glücklich gegen 5 Uhr nach Dornau. Die Straßen waren sehr belebt, Flüchtlingswagen rasselten vorüber oder fuhren die Chaussee nach Friedland hinunter, wenn sie von den Russen angehalten und zurückgeschickt worden waren. Auch viele Fußgänger und zurückgebliebene Einwohner flüchteten die Straße entlang. Von den Russen war noch nichts zu sehen.

Wir zogen nun nach der Wohnung unseres Onkels, er war aber nicht da, er war geflüchtet. Trotzdem nahmen wir von der Wohnung, da sie nicht geplündert war, Besitz, fanden auch verschiedene Lebensmittel, und besonders unterstützte es uns, daß wir am Tage vorher von einer alten gutherzigen Besitzersfrau einen frischgebackenen Striezel und einen Topf guter Butter geschenkt bekommen hatten. Uns allen liefen in unserer wehmütigen Stimmung die Tränen über die Backen bei dieser guten Tat. Es war das erste Almosen, das wir in unserem Leben erhielten, sonst hatten wir immer nur gegeben. So richteten wir uns hier häuslich ein, brauten uns Kaffee, der uns sehr gut tat und wollten nachdem der so lange entbehrten Ruhe pflegen. Es kam anders. Die Straßen füllten sich mit Russen. Da kam Artillerie, Kavallerie, Infanterie, Munitionswagen, Küchen und dazwischen trieben sie die wunderbarsten Herden Vieh, bis zu 100 Stück in einer Herde. Große schwere Kühe und Ochsen teilweise durch Russen getrieben und teilweise von deutschen Leuten. Die ganze Karawane zog sich aber die Straße nach Friedland entlang, so daß wir daraus ersahen, sie sind im Rückzug begriffen. Es war den Russen verboten, Privathäuser zu betreten und zu plündern, die unbewohnten wurden zwar bei Gelegenheit mitgenommen, aber die bewohnten geschont. Sie rüttelten wohl an

den geschlossenen Fensterläden, die nach alter Sitte draußen angebracht waren, öffneten oft die Tür, aber sowie sie jemand erblickten, zogen sie sich zurück, nachdem sie sich auf der Straße durch Umherblicken überzeugt hatten, daß kein Offizier in der Nähe war. Einbrecher wurden streng bestraft. Die Kaufläden waren natürlich den Horden preisgegeben und hier taten sie sich gütlich. Diese Truppen waren überhaupt gar nicht zu vergleichen mit den vorher gesehenen in Abschwangen. Die Pferde waren schlechteres Material, auch viele deutsche darunter, die durch die abgeschnittenen Schwänze kenntlich waren. Die Russenpferde haben alle lange ungeschnittene Schweife. Die Infanterie hatte eine sehr schlappe Haltung und wanderte wie eine Herde durch die Straßen. Ebenso schienen die Offiziere nicht sehr hervorragend zu sein. Sie waren kaum von den Gemeinen zu unterscheiden. Auf den Bagagewagen sah man auch verschiedene gestohlene Sachen. Und dann führten sie sehr viele gestohlene Wagen, einfache wie Kutschwagen und die feinsten Landauer, mit sich. Es war der reinste Raubzug.

Als wir gerade unser Sonntag-Mittagessen, eine Schüssel Salzkartoffeln mit Gurkensalat und Gänsewein auf dem Tisch hatten, öffnete auch ein Russe die Tür; das Mahl muß ihm aber nicht sehr verlockend gewesen sein, er zog sich schleunigst wieder zurück. Uns mundete es aber köstlich nach so langer Hungerkur. Nachmittag wurde uns angesagt, daß um 6 Uhr niemand mehr auf die Straße dürfe, auch kein Fenster geöffnet, kein Licht gebrannt werden dürfe und um 9 Uhr alle zur Ruhe gehen sollten. Auf den Straßen wurden Posten aufgestellt. So nahmen wir schnell unsere Abendsuppe, legten uns auf die vorhandenen Schlafgelegenheiten und wer keinen Platz fand, legte sich eben auf den Fußboden. Alles war totenstill, nur die Tritte der Wachtposten waren zu vernehmen. Da, um 10 Uhr Klopfen an das Küchenfenster, das nach der Hofseite liegt. Es wird geöffnet und meine Vorarbeiterfamilie kommt unter Weinen und Jammern herein, worauf schnell wieder geschlossen wird. Die Leute hatten sich im Stall niedergelassen, wurden nun von einem über die Zäune gekommenen Russen schwer belästigt und mit Totschlag bedroht. Wir gehen in die Vorderräume, die Kinder, insbesondere ein halbjähriges, schreiend. Wir ermahnen sie zur Ruhe, es hilft uns aber nichts. Da, ein Klirren der Fensterscheiben in der Küche und Poltern. Wir schleichen uns mit der Nachtlampe die Treppe nach der ersten Etage hinan und gehen hier in ein Zimmer. Leider schreit das kleine Kind weiter, da es aus dem Schlaf gestört worden ist und den sogenannten Lutscher, den



Wie die Kosaken hausten: So sah die Wohnung des Amtsrichters

die Leute benutzen, verloren hat und verrät unsern Aufenthalt. So war es nicht verwunderlich, daß der Russe uns auch hier fand. Das Poltern auf der Treppe verriet uns sein Kommen und bald darauf trat der Schuft, halb betrunken und recht verwildert aussehend, mit

und so die Wohnung des Bürgermeisters von Gerdauen aus.

hochgeschwungenem scharfgeschliffenem Spaten und furchtbarem Fluchen in das Zimmer, warf den Leuchter auf den Fußboden, schlug den Wandspiegel in tausend Stücke, fluchte immer gräßlicher und drohte uns den Schädel aufzuspalten. Meine Stütze, Fräulein W.,

die polnisch spricht, da sie von der Grenze herstammt, faßt sich ein Herz, sucht zu vermitteln, kann sich auch etwas verständigen, aber es hilft nichts. Wir müssen uns niederknien, uns bleibt das Herz fast stehen, was nun kommen wird, da wird das Kind unsere Rettung. Es schreit und schreit, und diese Bestie von Mensch erfaßt eine weiche menschliche Regung dem Kinde gegenüber, er will die Mutter mit dem Kinde hinausschieben, was wiederum Fräulein W. zu verhüten sucht, indem sie der Frau zuflüstert, sie solle bleiben. Er küßte das Kind, fand es reizend, dann stieg wieder die Wut in ihm empor und unsere Nerven waren bis auf das Äußerste gespannt. Da hören wir ein Poltern an der Haustür. Herr W. geht öffnen, und glaubten wir unser letztes Stündlein gekommen, da der Russe Hilfe bekommt. Ein Stoßgebet steigt gen Himmel, vier Russen kommen die Treppe empor. Aber aus ihren Geberden und Bewegungen entnehmen wir, daß sie uns Hilfe bringen. Der eine spricht deutsch und läßt sich die Sache erklären, sie fassen den Russen am Kragen, schlagen ihn mit Fäusten ins Gesicht, stoßen ihn die Treppe hinunter und zur Tür hinaus, obwohl er sich noch immer sträubte und in das Haus zurück wollte. Sie hatten das Klirren der Fensterscheiben und Jammern auf der Straße gehört, waren nach der Hofseite gelaufen, konnten dort nicht hinein und kamen daher so spät zu unserer Rettung. Sie beruhigten uns, gestatteten uns eine Lampe anzuzünden, wir sollten schlafen gehen, und wenn uns wieder Gefahr drohe, sie rufen, sie ständen auf der Straße Wache. — Anfangs wollten sich die Nerven wohl nicht beruhigen, jedoch forderte mit der Zeit die Natur ihr Recht und wir schliefen bis zum nächsten Morgen. Am Montag, den 31., morgens 8 Uhr kam ein russischer Offizier mit dem Dolmetscher und erkundigte sich nach der Schuld des Russen. Der erste Anlaß dazu war im Stall geschehen, da hatte er die Tochter des Vorarbeiters belästigt, wurde durch den Vater zurückgewiesen und dadurch erbost. Wir hätten ihm wohl den Spaten aus der Hand winden können, jedoch nach seinem reichhaltigen Patronengürtel zu schließen war es nicht ratsam, ihn anzugreifen, er verfügte jedenfalls auch über einen Revolver und nach unseren gemachten Erfahrungen wagten wir nicht, ihn zu überwältigen. — Als der Offizier sich von seiner Schuld überzeugt hatte, gab er uns die Versicherung, daß der Russe erschossen würde, was nach einer Meldung auch geschehen sein soll. An diesem Tage wurden wir weiter nicht belästigt, obwohl fast ununterbrochen russische Truppen hindurchzogen, auch die Nacht verlief ohne die geringste Störung. Man war aber zu sehr erregt, um viel schlafen zu können

und fuhr bei dem geringsten Geräusch auf. Am Dienstag, den 1. September, schien sich die große Russenmasse schon verlaufen zu haben. Einzelne Patrouillen ließen sich noch blicken, und ein Kosak hatte einen Zivilisten an sein Pferd gebunden, er schickte ihn in die Häuser, für sich betteln. Besonders Uhren waren ihm sehr angenehm, so mußte Herr W. auch die seinige für ihn opfern, sonst bekam der Flüchtling mit der Knute. Die letzten Kosaken schienen gar nicht mehr recht sicher zu sein, und kaum waren sie um die Ecke verschwunden, so kamen auch unsere Kürassiere angesprengt. Es wurde uns gesagt, die Chaussee nach Uderwangen-Königsberg wäre frei und unsere Artillerie käme, da machten wir uns auch so schnell wir konnten reisefertig, verließen unsere bisherige Wohnstätte und eilten trotz Gewitter und Regen im Gewaltmarsch hinaus an dem brennenden Gut G. vorbei, von der deutschen Landwehr freudig begrüßt, immer weiter an verwesenden Tierkadavern, frischen Soldatengräbern vorüber, bis nach Abschwangen, wo die Leichen der Gefallenen noch lagen und schon recht unkenntlich wurden. Hier war überhaupt eine Stätte des Todes, und nur Trümmer und Verwesungsgeruch. Man mochte sich hier nicht lange aufhalten. So suchten wir uns schnell ein paar herumlaufende Pferde, dazu Sielen und Wagen zusammen, setzten uns auf und in vollem Galopp ging es fort nach Königsberg. Wir langten dort um 11 Uhr abends an, wo wir mit großer Freude bei unseren Verwandten aufgenommen wurden. Wir waren hier allgemein totgesagt und desto größer war jetzt die Freude, uns wiederzusehen. Aber noch lange hat es gedauert, bis sich unsere Nerven einigermaßen beruhigten. Wir haben den Kelch bis auf die Neige leeren müssen. Der nächste Tag war der 2. September, Sedan.

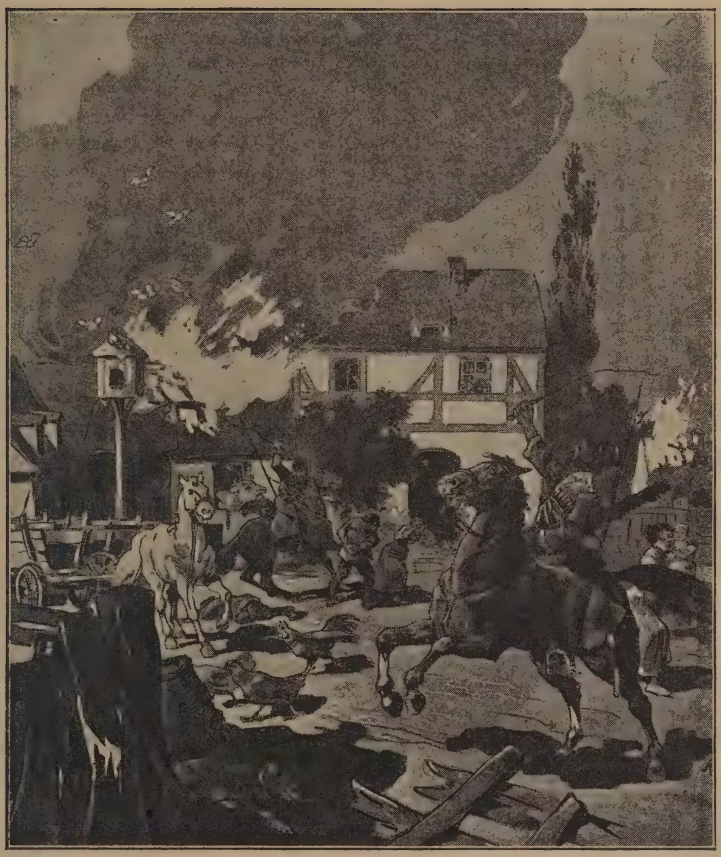
Das Gut, das ich seit 16 Jahren bewirtschaftete, ist schon 80 Jahre in unserer Familie und wurde stets vom Vater an den Sohn weiter vererbt. Jetzt ist es durch den Russeneinfall vollständig vernichtet, die Gebäude, der neuen Zeit entsprechend gebaut und eingerichtet, niedergebrannt, das Vieh fortgetrieben. So habe ich alles verloren. Aber ich lasse trotzdem den Mut nicht sinken. Ein Wort Schillers tröstet mich, der einen Landmann sagen läßt:

Wir können ruhig die Zerstörung schauen,
Denn sturmfest steht der Boden, den wir bauen.
Die Flamme brenne unsre Dörfer nieder,
Die Saat zerstampfe ihrer Rosse Tritt,
Der neue Lenz bringt neue Saaten mit,
Und schnell erstehn die leichten Hütten wieder!

Die Kosaken auf deutschem Boden.

Björn Björnson schildert in der Stockholmer Zeitung „Aftonbladet" die Zustände in der von den Russen heimgesuchten Provinz Ostpreußen. Wir greifen aus seiner Darstellung folgendes heraus:

Ich sitze zusammen mit drei Herren und einem Militär-Kraftfahrer in einem Auto, das nach der Ostfront fährt. Man jagt durch Land und Stadt; aber doch hat man Zeit, tausende Eindrücke zu sammeln. Ich habe Soldaten gesehen, die zum Schlachtfelde zogen. Als ich einen Verwundeten fragte — er hatte ein Bein verloren —: „Sie sind wohl darüber untröstlich?", antwortete er: „Nein, ich bin glücklich, wir siegen ja." — Ein anderer. Einem jungen Offizier war der Kiefer zermalmt; die Zunge mußte man ihm jeden Tag vom Gaumen lösen, bis neue Haut gewachsen war. Er litt Qualen, die sich keiner ausdenken kann. Er konnte nicht sprechen, aber er schrieb mit festem, sicherem Stil: „Alles dieses ist nichts, da mein Vaterland siegt." — Das große Vaterland! Wenn es aus diesem Kriege siegreich hervorgeht, wird dieses Land so groß und mächtig werden, auch wenn die Deutschen in Zukunft stillschweigen sollten. — Am nächsten Tage fuhren wir über die Weichsel, und kurz darauf ragten die Zinnen der Burg der alten Germanen gen Himmel. Marienburg, Deutschlands Hochmeisterburg. Tannenberg, — dieser Name hat einen scharfen Klang für Marienburg gehabt. Seitdem die Slawen den deutschen Ritter schlugen; seit dem 16. Juli 1410, da die Germanen hilflos in den großen Sümpfen bei den masurischen Seen versanken. Die Geheimnisse der Wiederholung, das hat Hindenburg richtig verstanden. Wie, — das wissen wir alle. Jahrhunderte haben beinahe den Namen Tannenberg aus unserem Gedächtnis weggefegt. Jetzt ist er wieder in ungeahntem Glanz auferstanden. Ich dachte an dieses, während ich in einem kleinen Dorfe umherstrich. Einige Soldaten standen in unserer Nähe. Sie kamen direkt von der Schlacht. Bald danach saßen wir zusammen in einer kleinen finsteren Bierstube. Was die Soldaten erzählten, war schrecklicher als alles, was ich gelesen hatte. Sie hatten noch das Geschrei in ihren Ohren, sagten sie, von allen den Tausenden von Russen, die ertranken. „Ich hörte sie," sagte ein anderer, „obwohl ich bei den Kanonen stand." Und 20000 von denen, die diesen kläglichen Tod starben, waren polnische Soldaten aus Russisch-Polen. Für wen kämpften diese armen Menschen? Hier in Deutschland sind Tausende von Polen als Freiwillige ins Feld gezogen, aber gegen Rußland!



Mordbrennende Kosaken in einem ostpreußischen Dorf.

Aber jenseits der Grenze gehen sie mit dem Tode im Herzen zum Kampf. Es ist vorgekommen, daß polnische Soldaten bei den Deutschen in den Schützengräben lagen und hörten, als sich die Russen näherten, wie feindliche Soldaten ihr Gebet laut in polnischer Sprache verrichteten, bevor sie stürmten. Brüder gegen Brüder!

Der gutmütigste deutsche Soldat muß wie ein gereiztes Tier werden, wenn er sieht, wenn sein Kamerad stürzt, weil ein „Friedlicher" aus seinem Hinterhalt feuert. Aber in Ostpreußen hat kein

Bürger geschossen. Und was ist hier geschehen? Ich könnte Spalte um Spalte füllen von den Taten der Kosaken in Ostpreußen. Aber ich will von diesen hunderten Greueltaten nur drei erzählen. Ein Freund in Lötzen berichtet mir folgendes: „Denke dir eine Mutter — eine junge Mutter — kommt zu mir, als ich mit meinen Leuten am Wegrain vor einem kleinen Dorfe saß. Sie schleppte sich förmlich zu uns heran. Auf dem Arme trug sie ein kleines Kind, — es wurde geboren, als die Soldaten ins Dorf zogen, und zu ihr wie zu allen anderen drangen sie ein. Und ihre neunjährige Tochter wurde vergewaltigt und dann getötet. Die Kosaken schrien wie Tiere, zermalmten und verwüsteten, was sie sahen. Als alle im kleinen Dorfe ihre Hände gegen sie ausstreckten — sie hatten keine Waffen —, bekamen sie als Antwort Kugeln und Lanzen durch den Körper; Frauen, Männer und Kinder." — „Wir zogen mit russischen Gefangenen durch ein Dorf," sagte ein Soldat zu mir in Marienburg. „Am Vormittag hatte das Dorf von den Kosaken Besuch gehabt. Alle, die dort wohnten, hatten sich versteckt vor ihnen oder waren geflohen. Da nahmen die Kosaken das Vieh, das noch zurückgeblieben war, und trieben es in ihre Stallung, die sie darauf ansteckten. Das arme Vieh schrie und brüllte. Dann kamen die Bauern aus ihrem Versteck, da sie das Geschrei der Tiere nicht mit anhören konnten. Die Männer wurden getötet und die Frauen vergewaltigt vor aller Augen. Eine Frau warfen sie ins Feuer." — Ein Oberleutnant erzählte: „Als wir in ein Dorf in Ostpreußen, das kurz vorher von den Kosaken heimgesucht war, einrückten, hing hoch oben außerhalb eines Fensters ein junges Mädchen gekreuzigt. Sie war tot. Frauen und Kinder scharten um sich die deutschen Soldaten, und sie erzählten, — sie schrien mehr als sie sprachen: Die unmenschlichen Tiere hatten kleine, unschuldige Kinder, die auf der Straße gingen, niedergestochen. Vom Pferderücken hatten sie ihre Lanze durch ein Kind gebohrt, das eine Mutter auf dem Arme trug." — Es sind noch viel mehr, noch schrecklichere Sachen zu erzählen; aber es muß genug sein. Lasset die internationalen Kommissionen kommen, die England vorgeschlagen hat. Sie können der Welt ein Buch zum Lesen geben. Doch sind nicht alle Russen wie die Kosaken. Das muß anerkannt werden. Die Dragoner waren verhältnismäßig menschlich. Ein Dragoner — ein Offizier, allerdings ein Balte — warnte sogar einen Mann vor den Kosaken. „Wir fürchten uns selbst vor diesen," sagte der Offizier weiter.

Wir standen an der Grenze und sahen nach Rußland hinüber. Es war gerade, als wenn wir weit hinein nach Sibirien blickten.

Und dort, wo wir standen, das war Westeuropa. Trotz der Verwüstungen der Kosaken sahen wir die Ordnung, die in einem kleinen niedergebrannten deutschen Dorf geherrscht hatte. Prächtige Anlagen, herrliche Wege wie überall; die Häuser, die noch standen, waren wohlgepflegt. Fleiß, Ordnung und Wohlstand hatten dort in Friedenszeiten geherrscht. — Und gerade hinter der Grenze, ein Tritt gegen Osten, — da lagen kleine, elende Holzbaracken. Die Wege sind beinahe unfahrbar, und das russisch-polnische Dorf, woher wir kamen, war häßlich und verwahrlost. Wie mit einem scharfen Messer von unserer Kultur abgeschnitten. Ich hätte nicht geglaubt, daß es möglich wäre. Ostpreußen ist Westeuropa, mehr, als ich wußte.

Schloß Lonck.

Kosakentage auf einem polnischen Edelsitz.

Von Richard Förster.

Wenn man von Süden, etwa aus der Richtung des freundlichen Städtchens Kutno oder von dem trostlosen, aller Reize baren Lowicz kommend, der Weichsel sich nähert, wird die Gegend immer lieblicher. Wie herrlich sind diese ausgedehnten Waldungen uralter Eichen, aus deren träumerischem Dunkel hier und dort weiße Birkenstämme gleich strahlenden Kerzen freundlich hervorleuchten! Trutzig wie eine Festung thront auf dem steil abstürzenden rechten Ufer der Weichsel Plock, die einstige Residenz polnischer Herzöge, und schaut weit hinein in das masovische Land. Einst überfielen die heidnischen Preußen die Stadt und jetzt halten graubärtige preußische Landsturmmänner dort sorgsame Wacht an dem breit und mächtig dahinrollenden Strom. Mit staunender Freude sieht man überall auf den Wiesen Rinderherden grasen. Der Krieg, der auch diese Gegend mehrmals heimsuchte, ist hier nicht so grausam gewesen wie anderswo, und kosakisches Raubgesindel hat dem Bauern nicht seine ganze Habe fortzuschleppen vermocht. Anscheinend war es den Dorfbewohnern gelungen, ihr Vieh sehr geschickt in der Tiefe der Wälder zu verbergen.

Mein Auto bog, die Hauptstraße verlassend, in einen holperigen Nebenweg ein, der mit wirr und tief herabhängenden Baumästen fast zugewachsen war. Ein beladener Erntewagen hätte jedenfalls nicht hindurchfahren können, und ich mußte mich selbst in meinem

nicht hohen Kraftwagen bücken, um den Peitschenhieben der Zweige zu entgehen. Ein paar Windungen noch — dann ein Tor, an dessen geborstenen Pfeilern in verrosteten Angeln verwitterte und zerbrochene Flügel hingen — und vor mir lag Schloß Lonck, inmitten eines weiten, aber völlig ungepflegten Parkes, wie die Märchenphantasie unserer Kinderzeit sich die Gärten böser Zauberer und Hexenmeister vorzustellen liebt — üppig wucherndes Gras auf selten betretenen Wegen, zerschlagene, vom Wetter geschwärzte, mit Moos überzogene Statuen, wilde Rosen, die an der rissigen Borke gewaltiger Ulmen emporklettern, verkrüppelte Weiden, im schlammigen, mit Schilf durchwachsenen Wasser toter Teiche sich spiegelnd, und über dieser ganzen, weltvergessenen Einsamkeit die schwermütige Stimmung des Sterbens.

Das Herrschaftshaus war ein reizloser Bau von breiter Front mit allerhand Türmen und Erkern an Stellen, wo sie nicht hingehören, offenbar errichtet mit reichlichen Mitteln, aber wenig künstlerischem Sinn. Niemand empfing mich in der weiten Halle, die mit den üblichen Jagdtrophäen geschmückt war, und während ich mich noch darin umsah, vernahm ich aus einem Nebenraum die ernsten Töne eines meisterhaft gespielten Harmoniums. Ich öffnete die Tür, nachdem mein Anklopfen unbeantwortet geblieben war, und betrat einen hohen Saal, der mit wahllos aneinander gereihten Gemälden aus älterer und neuer Zeit bis an die dunkelgetäfelte Decke hinauf vollgehängt war, gute Originale neben minderwertigen Kopien und stümperhaften Versuchen. Der Harmoniumspieler schien ganz versunken zu sein in die Klänge einer choralartigen Weise und beachtete mein Kommen nicht. Als ich vor ihn hintrat, sah ich, daß er blind war.

Meine Annahme, mit dem Besitzer des Schlosses zu reden, war irrig, wie mir bald aus der in französischer Sprache geführten Unterhaltung klar wurde. Ich hatte nur den Verwalter vor mir. Schloßherr ist ein polnischer Edelmann, der eine Würde am Hofe des Zaren bekleidet, zumeist aber an der Riviera lebt. Auch während des Krieges überließ er die Bewachung und Verwaltung seiner ausgedehnten Besitzungen auf dem linken Weichselufer in echt polnischer Sorglosigkeit dem Blinden und seiner energischen Frau, der eine Französin, die Erzieherin der Kinder, mit großer Umsicht zur Seite steht. Bald saßen wir zu Vieren beim Tee und der unvermeidlichen Zigarette und ich hörte so mancherlei aus bewegten Tagen. Nie habe ich Frauen gesehen, die mit solcher Willensstärke allen Gefahren die Stirn zu bieten wagten! Besonders die Gattin des Verwalters,

eine echte, heißblütige Polin, deren unschöne, fast männliche Züge im Gespräch sich anziehend belebten, wird mir unvergeßlich bleiben.

Eines Tages war sie nach einem anderen, ihrer Aufsicht ebenfalls unterstellten, etwa 20 Kilometer entfernten Gut gefahren. Wohl hörte sie aus der Ferne Kanonendonner, bemerkte aber während ihrer ganzen Fahrt keinerlei Truppen. Als sie gegen Abend nach Lonck zurückkehren will, wird ihr Wagen unterwegs von russischen Vorposten angehalten. Man verdächtigt sie der Spionage zugunsten der Deutschen und sie muß sich einem eindringlichen Verhör und sogar einer peinlichen Durchsuchung ihrer Kleider unterziehen. Obwohl nichts Verdächtiges zu entdecken war, wollte man sie festhalten. „Ich verlangte," so erzählte Frau v. S., „zu dem Kommandeur des Regiments — es waren Kosaken — geführt zu werden, dem ich eine wichtige Mitteilung zu machen hätte, allerdings nur ihm und keinem anderen. Das half — und meine Hoffnung hatte mich nicht getäuscht! Ich stand sehr bald vor einem gebildeten Mann mit guten, höflichen Umgangsformen, die von dem rüden Benehmen der übrigen Offiziere sehr vorteilhaft abstachen. Er hörte meinen Beschwerden aufmerksam zu und gab mir einen Geleitbrief, der mir ungehinderte Durchfahrt durch die vordersten russischen Linien ermöglichte."

Inzwischen war die Nacht hereingebrochen. Wie ausgestorben lagen die Dörfer da, die Frau v. S. zu passieren hatte. Kein Licht brannte. Kein Mensch war auf der Straße. Sonderbar! Dann und wann krachten wohl vereinzelte Schüsse, sonst aber war tiefe Stille. An einem Walde ganz in der Nähe von Schloß Lonck wird der Wagen der Dame abermals angehalten, aber von — deutschen Infanteristen. „Ich spreche sehr schlecht deutsch, aber ein paar Worte genügten zur Verständigung," sagte Frau v. S. „Ein blutjunger preußischer Leutnant gab mir einen Unteroffizier als Begleiter mit. Schon von weitem sehe ich das Schloß erleuchtet und am Parkgitter empfängt mich die Erzieherin meiner Kinder mit der Nachricht, es seien 9 deutsche Offiziere, 240 Mann und 19 Pferde in den Hof eingezogen und hätten zu essen verlangt. Man habe hergegeben, was möglich war, und in banger Sorge meiner Heimkehr geharrt. Die Offiziere seien sehr artig und die Mannschaften verhielten sich in mustergültiger Ruhe."

Frau v. S. setzte sich bald mit dem höchsten ihrer ungebetenen Gäste, einem Oberstleutnant, ins Einvernehmen. Noch in derselben Nacht wurden drei Schweine und vier Hammel geschlachtet, Reis und Kartoffeln in Menge gekocht und der Hunger der Mannschaften

gestillt. Am folgenden Tage schon hörte man heftigeres Gewehrfeuer ganz aus der Nähe. Etwa eine Woche lang kam es andauernd zu kleinen Plänkeleien, bis eines Nachts vor anrückender russischer Übermacht die Deutschen Schloß Lonck räumen mußten. Frau v. S. und die Erzieherin selbst führten unsere Truppen auf geheimen Waldwegen in eine günstige Stellung. Als sie beim Morgengrauen ins Schloß zurückkehren, sind alle männlichen Einwohner desselben geflohen, haben den 15jährigen Sohn der Herrin mitgenommen und vor dem Schloß, auf der Terrasse nach dem See zu, sitzt das vierjährige Töchterchen der Dame weinend und hält den Schlüssel zum Schloß in der kleinen, frierenden Hand!

Zwei Stunden darauf waren die Kosaken da. Nun ging es anders her! Verschlossene Türen traten sie ein, plünderten Küche und Keller und rissen von den Fenstern die Gardinen, die sie als Handtücher benutzten. Über einige hundert gefüllte Weinflaschen waren sie gierig hergefallen. Wie bitter aber war ihre Enttäuschung, als sie nur — Tomatensaft darin fanden, der ihnen gar nicht mundete. Auf der Schloßrampe zerschlugen sie die Flaschen. „Wie Blut floß der rote Saft herunter," sagte lächelnd Frau v. S., „die Wut der Kerls war zu drollig!" Fünf volle Tage waren die zwei tapferen Frauen allein mit den Kosaken im Schloß, zumeist im Keller eingeschlossen, und atmeten auf, als die Deutschen, die Feinde ihres Landes, zurückkehrten und die Kosaken in wilder Flucht für immer vertrieben.

Unter den Kosaken!

Von Pfarrer Salewski-Adlig-Kessel (Ostpr.).

Seit einigen Tagen ist jede Verbindung nach außen unterbrochen. Wir erhalten keine Nachrichten. Wie furchtbar, wenn man nichts erfahren kann, was in dieser großen Zeit geschieht! Um so mehr wird der persönliche Verkehr gepflegt. Unser Kirchort ist sehr klein. Nur einige Familien bilden die Ortsgemeinde. Der Gutsherr, Kantor und Pfarrer sitzen oft zusammen und plaudern, Kriegspläne werden geschmiedet, die Karte wird aufgeschlagen, wo stehen unsere Heere, wo marschieren die Russen. Hierher zwischen die Seen kommen sie nicht, hier ist kein geeignetes Schlachtfeld, wir sind sicher und so weiter. Jeder gibt seine Weisheit zum besten, und wir ermutigen

uns gegenseitig, so gut wir können. Denn das Gefühl, daß unsere strategischen Pläne nicht viel wert sind, und daß wir auf allerlei Überraschungen gefaßt sein müssen, läßt uns nicht los. Es kommt der 22. August, ein Sonnabend, an dem es viel zu tun gab mit der Vorbereitung zum Sonntag. So kam diesmal der Kriegsrat nicht zustande. Jeder sitzt zu Hause. Da kommt die Nachricht: Die Kosaken sind da! Wie vom Blitz getroffen stehe ich da! Doch bald fasse ich mich und treffe meine Anordnungen: von der Chaussee werden zunächst die Radfahrer vertrieben, denn die Kosaken vermuten unter diesen Soldaten, töten sie unbarmherzig und brennen den Ort nieder, dann wird das Haus geschlossen, und ich selbst bleibe im Amtszimmer. Nach kurzer Zeit höre ich Pferdegetrappel, ich schaue hinaus und sehe eine starke Kosakenpatrouille am Pfarrgarten. Sie spähen aus und schauen sich ängstlich um. Dann auf ein Kommando sprengen sie auseinander und umschwärmen die einzelnen Häuser, Gehöfte. Ich bleibe ruhig im Zimmer. Ein Kosak durchsucht eifrig das Gehöft, stößt mit der Lanze einige Male in die Baumkronen, und dann mit einem Triumphruf: Prosno, d. h. leer, sprengt er davon. Bald darauf hält ein ganzes Kosaken-Regiment am Pfarrgarten. Sie haben anscheinend wenig Zeit und warten wahrscheinlich nur auf die Nachricht, daß der Ort von unserem Militär frei ist. Nach kurzer Rast sprengen sie davon, ohne einen Posten zurückzulassen. Wir können wieder freie Luft atmen und der Kriegsrat kommt zusammen. Was nun tun? Schließlich kommen wir zu dem Entschluß: Wir bleiben hier. Der Kantor und der Pfarrer wohnen zusammen im Pfarrhaus, der eine arbeitet an seiner Predigt, der andere schreibt sein Kriegstagebuch. Die Nacht verlief ruhig. Am nächsten Tage, am Sonntag, dem 23. August, sind wieder die Kosaken da, dieselben von gestern, sie kommen zurück und besetzen den Kirchort, alle Ein- und Ausgänge. Kein Mensch wird hereingelassen, der Gottesdienst kann nicht stattfinden. Die Kosaken schlagen ein Lager auf dem Schulhof auf, und wir kommen so mit ihnen unfreiwillig in Berührung. Sie machen sichs bequem und scheinen hier längere Zeit bleiben zu wollen. Natürlich verlangen sie zu essen und erhalten auch, so viel sie wollen. Wir kommen mit ihnen ins Gespräch, wir verstehen sie sehr schlecht, da sie nur einige Brocken „Polnisch" sprechen, aber wir merken schließlich, was sie wollen. Natürlich handelte es sich dabei um uns selbst: Weshalb wir nicht eingezogen seien, ob wir Soldaten wären. Ich erklärte ihnen: der Pfarrer trägt bei uns keine Waffen und ebenso ist der Kantor und Lehrer vom Dienst befreit. Da sie nun gut gegessen hatten, waren

sie damit zufrieden und erzählten uns, daß sie „Kosaken" wären: lange Haare, braune Gesichter, breite, rote Streifen an den Hosen und keine Sporen, die beste Truppe Rußlands! O weh, wie mußten dann erst die anderen sein! Und nicht lange darauf, nachdem die Ablösung dieser Patrouille uns den „guten Ruf" der Kosaken beibrachte, indem sie mit gespannten Gewehren auf uns zukamen, weil wir angeblich junge Leute versteckt hielten, kamen auch die anderen russischen Gesellen an: Infanterie, Artillerie, Bagage. Der Durchzug wollte kein Ende nehmen, ohne jegliche Ordnung und Manneszucht. Sie überschwemmten unseren Ort und drangen in die Häuser ein. Russische Offiziere rieten uns, die Häuser zu schließen. Aber was half es? Sie stießen uns fast die Türen ein, wir mußten öffnen. Sie nehmen, was sie wollen. Unsere Gärten, Obstbäume, selbst die Bienen haben furchtbar gelitten. Wir mußten sprachlos zusehen, bis der Durchzug gegen Abend zu Ende war. Einzelne Kosaken und Kalmücken kamen noch nach und ihr Benehmen gegen uns führte uns klar vor Augen, daß wir auf alles gefaßt sein mußten. Abends wurde wieder Kriegsrat gehalten mit dem Ergebnis: wir bleiben hier. Wie Diebe schlichen wir uns, Kantors und der Pfarrer, ins Pfarrhaus. Im Dunkeln legten wir uns zur Ruhe, um unser Plätzchen nicht durch einen Lichtschein zu verraten. Der Schreckenssonntag brachte uns nun die erwünschte Ruhe. Am Montag vernahmen wir Kanonendonner von Arys her. Das sind russische Geschütze, sie beschießen Eckersberg; die Kirche, der ganze Ort brennt. Rauchwolken ringsherum am Horizont zeigen uns, daß wir unter russischer Gewalt leben. Der Abendhimmel ist rot vom Feuer und die Gewässer von Menschenblut.

In Arys, 12 Kilometer von uns, auf dem großen Truppenübungsplatz, richten sich die Russen häuslich ein. Sie genießen jetzt erst das Leben und bekennen, es ist wie im Himmel. Unsere Leute müssen das Beste an Essen und Trinken hergeben. Aber leider kam sehr oft die Geldgier zum Vorschein, nach all dem Guten, was sie empfingen, wurde der Wohltäter untersucht. Geld, Uhren, Ringe werden ihm abgenommen, und wenn er etwas einzuwenden hat, wird er erschossen. Das Schlimmste war der Umstand, daß wir es anscheinend nur mit Raubgesellen zu tun hatten. Es war nie ein höherer Offizier dabei, dem wir hätten unser Leid klagen können. Was die Kosaken taten, mußte gut sein. Gegen das Ende der Russenherrschaft kommt eine Kosakenstreife in das Gut. Wir sitzen, drei Familien, bei Tisch mit einigen Beamten. Die Tafel war ziemlich groß. Der Russe stürzt herein, wohl in der Annahme, niemanden

. . . Geld, Uhren, Ringe werden ihm abgenommen . . .

vorzufinden. Als er unsere große Tafel sieht und eine Anzahl Herren, da stutzt er, geht etwas zurück und nimmt sein Gewehr zur Hand. Dann begann das Ausfragen, wer wir seien. Er mußte doch schließlich sanft mit uns umgehen, da wir in der Überzahl waren, auch wenn er nicht glauben wollte, daß ich Pastor sei, weil mir die „Tonsur" fehlte, wie er ausdrücklich mir zeigte. Er wunderte sich immer wieder, daß wir nicht ausgerückt waren und durchsuchte das Haus nach Waffen. Wir ahnten nach diesem Erlebnis schon Unheil, denn er sagte uns ausdrücklich, er wollte wiederkommen. Unser Kriegsrat beschloß trotzdem: wir bleiben hier mit Gott! Wir schleichen uns wieder hinein in unsere Häuser. Am Morgen weckt uns plötzlich Pferdegetrappel. Vielleicht — die Kosaken — mit einem Satz ans Fenster — Gott sei Dank — unsere Reiter. Frau Kantor bereitet ihnen sofort einen erfrischenden Morgenkaffee — sie essen und danken erfreut — seit gestern früh hatten sie wenig gegessen — die armen Soldaten — sie bekommen, so viel sie wollen, sie danken, und vorwärts an den Feind! Nur 15 Mann, aber sie bedeuten für uns ein ganzes Armeekorps. Die Chausseebrücke nach Arys wird besetzt, zu beiden Seiten Seen. Wir sind sicher, da kommt keine Maus durch, geschweige denn ein feiger Kosak! Und richtig, es sollte nicht lange dauern. Die Kosaken sind da! Aufgepaßt, erst sollen sie ganz nahe sein, dann Feuer! Und wie im Sturm sind sie weggefegt. Die Toten nehmen sie mit. Wir freuen uns der Tat, doch wehe dir, Adlig-Kessel! Wir kennen schon die Kampfesweise der Russen. Sobald sie Feuer von unseren Soldaten erhalten, morden und brennen sie. Damit hatten sie an jenem Schreckenssonntag uns begrüßt, von dem an gerechnet sie nach drei Tagen in Berlin sein wollten. Ihre Sehnsucht ist nach kurzer Zeit in Erfüllung gegangen, sie sind in Berlin, aber als Gefangene. — Noch einmal am Nachmittag versuchten die Kosaken unseren Ort zu besetzen, aber umsonst. Unsere Patrouille mußte leider zur Nacht unsern Ort räumen, um nicht abgeschnitten zu werden. Was nun, wir dürfen nicht mehr am Orte bleiben. Mit dem Wanderstab in der Hand geht's nach dem Nachbarort Sdorren. Wir werden freundlich aufgenommen, da sind die Russen noch nicht gewesen. Sdorren liegt am großen Spirdingsee. Woda, Woda, d. i. Wasser, Wasser, sollen die Kosaken gesagt haben, als ihnen der Weg nach Sdorren gezeigt wurde. Hier sind wir sicher. Hier können wir bleiben und auch Gottesdienst halten. Am nächsten Tag, dem 5. September, zeigen uns dunkle Rauchwolken, daß unser Kirchort brennt. Wir erklettern die höchsten Punkte und schauen voll banger Sorge hin nach unserer Heimat. Die

Kirche, das Pfarrhaus, die Schule stehen noch, und sie blieben stehen. Leute, die von den Russen festgenommen wurden, erzählten, daß die Kosaken unsere schöne Jubiläumskirche bewundert und gesagt hätten: „Es tut uns leid, diese schöne Kirche zu verbrennen.“ In der Kirche sind sie gewesen, das beweisen Schläge und Absplitterungen an der Sakristeitür, aber zertrümmert haben sie nichts, nur der Abendmahlswein fehlte. Wir hielten uns den ganzen Tag in der Nähe des Kirchortes auf und beschlossen schließlich, hineinzugehen, nachdem wir erfahren hatten, daß keine Kosaken drin waren. Kaum bin ich im Pfarrhaus und habe Agenden und Talar eingepackt, da heißt es: „Die Kosaken sind wieder da!“ Ich verlasse mit meinem Begleiter ruhig den Ort und gehe langsam die Chaussee nach Sdorren. Kaum bin ich hundert Meter gegangen, da gibt es Feuer. Ich bleibe stehen und sehe nichts als einen Kosak, der aber unbeweglich hoch zu Roß sitzt und sich anscheinend um mich gar nicht kümmert. Ich warte und weiß nicht, was geschehen soll. Da knallt es wieder. Es wird mir klar, im Feuer darf ich nicht stehen bleiben. Daher los, Deckung im Chausseegraben und vorwärts, marsch, marsch! Hinter uns knallt es weiter! Wir haben glücklich die Höhe erreicht und dahinter haben wir Deckung. Warum sind sie nicht auf uns gekommen und haben uns festgenommen? Warum haben sie auf uns geschossen? Acht Kosaken geben Feuer auf wehrlose Leute. Das ist russische Kampfesart, aber Gott ist mit uns. Wir kamen glücklich durch. Am Sonntag, dem 6. September, fanden die Gottesdienste im Nachbarort Sdorren statt, Adlig-Kessel war von den Russen besetzt, der Glöckner wurde festgenommen, ist aber durch Flucht entkommen. Der 7. September brachte uns endlich die ersehnte Befreiung. Unsere Truppen kamen von den Kämpfen um Hohenstein—Neidenburg und rückten vor, um Arys zu räumen. Vom Marsche aus mußten unsere braven Truppen gleich ins Gefecht. In der Gefechtslinie blieben sie die Nacht, und am frühen Morgen donnerten die Kanonen den ersten Morgengruß. Die ersten Verwundeten kamen des Nachts an. Frau Kantor pflegt und erquickt sie, so gut es geht. Die Truppen ziehen weiter, um unsere liebe Provinz vom Feind zu säubern, die Verwundeten werden in die Lazarette untergebracht, und wir kehren zurück zur stillen Friedensarbeit mit unserer Losung: Wir bleiben hier mit Gott!

Wohin des Kosaken Pferd trat.

Kriegsbilder aus dem Osten.

Diesen Bericht schreibe ich zwar nicht auf einer zerschossenen Lafette, aber in einer kleinen zerschossenen, geplünderten Stadt, wo die Kosaken zwei Wochen lang hausen, so schreibt der Kriegsberichterstatter der „Reichspost".

Gegen 4 Uhr nachmittags verließen wir unser bisheriges Quartier, nahmen herzlichen Abschied von unserer Hausfrau, bei der wir durch drei Tage samt Ordonnanzen einquartiert waren, und hinaus ging es in den Abend, dem Norden zu.

Wir fahren zwischen uralten Ulmen in starkem Trab, wir müssen dem Armeeoberkommando nach. Die weite Landschaft ist wie aufgewühlt, dicht besät mit Laufgräben, Unterständen, Artilleriestellungen, Schützengräben auf Schützengräben. Von Schritt zu Schritt mußte hier von den Russen mit Blut jeder Fuß Erde erkauft werden. Die Luft ist mit dem süßlichen Geruch von Leichen geschwängert. Verbrannte Gehöfte; nur die nackten Mauern ragen zum Himmel. Frische Hügel folgen dicht aufeinander.

Die schönen Ulmen, die bisher den Weg säumten, sind auf einmal verschwunden — es liegen all die martialischen Riesen im Straßengraben. Vor ein paar Stunden waren sie noch quer über die Straße gespreizt, aber inzwischen sind unsere Truppen vormarschiert und haben diese Hunderte von Hindernissen weggeräumt. Die Telegraphenstangen sind alle abgesägt — doch schon ein paar Stunden nach der Vertreibung der Russen arbeiten unsere Feldtelegraphsoldaten und in Windeseile werden die neuen Leitungen gelegt. — Ein Bild der Verwüstung folgt dem anderen. Dorf auf Dorf, wo außer Toten nichts an einstiges Leben erinnert. — Am Wege stehen vier Wagen, Männer und Frauen und eine Menge Kinder sitzen und liegen darin. Ein Mann schreitet auf einem großen Schutthaufen auf und ab, aus dem Schutthaufen dringt noch Rauch heraus. Das Gerippe landwirtschaftlicher Maschinen ist allein von einer großen Wirtschaft übrig geblieben. Das Feld ringsum ist mit breiten, trichterförmigen Löchern besät, Granatfeuer. — „Sehen Sie, das ist mein Haus, das Haus meiner Väter und meiner Voreltern — seit 120 Jahren sind wir hier gesessen — und jetzt . . ."

Er deutete auf diesen Riesenhaufen Schutt. — Fahren wir weiter. Dieses Gehöft haben wir schon gesehen, gestern, vorgestern

. . . Ein Mann schreitet auf einem großen Schutthaufen auf und ab . . .

— und werden es sehen, solange wir den Russen hier im Norden nachziehen.

Unser Wagen nähert sich einem Walde. — „Schließen wir eng zusammen, meine Herren, da sollen noch versprengte Russen hausen," sagt einer; wir schließen und als wir den Wald erreichen, schlägt mir ein penetranter Leichengeruch entgegen; ich springe aus dem Wagen und gehe 30 Schritte waldeinwärts — da: fünf Schritte vor mir ein verendetes Pferd und darunter halb begraben ein Kosak, er hat die Lanze noch in der Hand und hält sie krampfhaft.

Es wird finster, wir sehen Schatten — geisterhaft leere Schatten ausgebrannter Häuser — ein Soldat mit aufgepflanztem Bajonett und einer kleinen Lampe steht am Wegrand. „Heda! wo sind wir, wie heißt diese verwunschene Stadt, wo es kein Licht und keine Menschen gibt?" — „Barton!" antwortet der Posten, „und für die Herren stehen die Quartiere bereit."

Barton, diese früher so hübsche kleine Stadt mit elektrischem Licht, guter Wasserleitung, netten Häuschen war wie ein Friedhof; auf den Straßen kein Mensch zu sehen, nur aus wenigen Häusern schimmerte Licht, das aber sofort erlosch, als der Lärm unserer Wagen hörbar wurde. Die Ärmsten dachten, die Russen seien wieder hier. Der größte Teil der Bevölkerung hatte die Stadt verlassen, nur die Ärmsten waren zu Hause geblieben. Alle Läden der Stadt geplündert, die leeren Wohnungen in Trümmer geschlagen — ein Jammerbild der Verwüstung. Ich dachte mir, ärger kann es nicht mehr kommen. Doch es kam noch ärger. In der Frühe verließen wir Barton und fuhren zwischen rasierten Wäldern, Schützengräben, Geschützständen, zerschossenen Wirtschaften und verbrannten Dörfern weiter. Der Wegrand voll von nicht ausgeschossenen Patronen, nicht geplatzten Granaten, zerschnittenen Stacheldrahthindernissen, Protzkasten ohne Räder, Patronentaschen, Brotsäcken.

Wir biegen in eine Seitenstraße ein — die Hauptstraße ist von langen Kolonnen Train besetzt, lange, unendliche Wagenreihen Verwundeter kommen uns entgegen. Die große Eisenbahnbrücke, ein solider, mächtiger Bau, liegt wie in Fetzen gerissen auf der Seite der tief unten dahinziehenden Straße. Es war eine gute Arbeit, diese Sprengung, keine Traverse ist ganz geblieben und in den Widerlagern gähnen tiefe, breite Spalten. Dann kommt die Stadt, ein Trümmerhaufen — vieles brennt noch immer und aus den Gärten wieder dieser entsetzliche, atembeklemmende Geruch. Es steht in dieser endlosen Verwüstung nur die katholische Kirche. Nur die Kanten des breiten festungsartigen Turmes sind von Granaten gestreift und

das Kreuz gebogen — sonst ist alles vollständig erhalten. Die Häuser ringsum sind ein Schutthaufen — die riesenhafte Esche in unzählige Fasern zersplittert — die Felder ringsum aufgewühlt wie ein Ameisenhaufen, aber die Kirche steht und das Kreuz ist zwar verbogen, aber es hängt oben an der Turmspitze. Ich trete in die Kirche, eine heilige Stille herrscht da drinnen, aber ich bin nicht allein, ein junger Dragoner kniet vor dem Altar und betet aus einem alten Gebetbuch (die Mutter mag es mitgegeben haben, als ihr Sohn in den Krieg zog), um für kurze Minuten heilige Ruhe zu suchen.

So furchtbar sonst die Russen gehaust haben — die Kirchen haben sie geschont, ohne Unterschied der Religion.

Soldaten kommen mir entgegen — viele Verwundete und fragen mich aus und wenn ich ihnen sage: „Ich komme aus Österreich," da haben alle eine höllische Freude. „Dreschen Sie die Russen auch?—Wie geht es bei Lemberg? Wir werden mit den Russen schon fertig werden. Wir zwei, die Österreicher und wir!" Und einer sagt: „Habe Ihre Geschütze bei Namur gesehen. Tadellos. Arbeiten fein. Zwei Schuß, dann ist so ein Fort kaput!"

Alle berichten über die große Überzahl der Russen, die in den zwei Wochen, seitdem sie in dieser Gegend sind, sich wirklich musterhaft auf Verteidigung eingerichtet haben. Prachtvolle Schützengräben und Unterstände waren auf jeder Verteidigungslinie von 500 auf 500 Schritt eingerichtet. Nur wer diese Stellungen gesehen, kann sich ein Urteil darüber machen, was für eine blutige Arbeit es gebraucht hat, die Russen aus diesen Stellungen hinauszuwerfen.

Aber es ging doch. Ostpreußen mußte wiedergewonnen werden. Was das gekostet hat, kann man heute noch nicht beurteilen — aber ganze Regimenter sind auf ein Bataillon zusammengeschmolzen. Besonders stark waren die Verluste an Offizieren, die vor der Truppe gingen und nicht hinter der Front wie bei den Russen.

Bei Goldap stürmte eine deutsche Kompagnie ein Gehöft; als sie 50 bis 60 Meter weit entfernt waren, steckten die Russen die weißen Fahnen hinaus. Die Deutschen stellten darauf das Feuer ein und näherten sich. In 15 Meter Entfernung fingen die Russen aus vier Maschinengewehren gegen unsere Truppen ein mörderisches Feuer an — unsere Truppen stürmten darauf, warfen mit dem Bajonett alles, was erreichbar war, über den Haufen, nahmen die Maschinengewehre weg und steckten das Gehöft in Brand. Nach einer halben Stunde waren von 190 Russen nur noch verkohlte Reste vorhanden.

Dem Tode entronnen.

Von Hermann Dreßler.

Rückt mir mal die Kissen hinterm Rücken zurecht, Jungs. Kreuzdeubel nochmal, seit der Urlaubsreise nach Rußland plagt mich das Rheuma. — So, ah, ja, das ist bequemer! Nu will ich euch auch erzählen, wie ich meine zwei eisernen Kreuze da erworben habe.

Also ihr wißt doch noch, wies losging mit den verdammten Russen!

Herrgott war das eine Aufregung damals.

Aber bei uns alles in schönster Ordnung!

Bereits am 7. August bekam ich Befehl zur Bahnwache, Strecke: Königsberg—Gumbinnen.

An frischer Luft fehlte es da nicht.

Ich stand also nachmittags Punkt 6 Uhr an Ort und Stelle, Patronentasche kriegsmäßig gefüllt, Gewehr geladen und gesichert.

Die Anweisung lautete:

„Augen offen halten. Auf „Werda?" schießen, wenn keine Antwort erfolgt!"

Ihr wißt ja, wie es im Anfange des Krieges von russischen Spionen wimmelte und was diese Teufelsbrut alles anstellte an Talsperren, Eisenbahnen, Elektrizitätszentralen u. s. f. Die Strecke, die ich zu bewachen hatte, beförderte zahlreiche Militärtransporte, da hieß es, kurzen Prozeß gemacht, wenn sich Verdächtiges zeigte.

Meine Wachtstrecke führte durch prächtigen Buchenwald, der schon herbstliche Färbung ansetzte.

In der Nähe plätscherte ein Flüßchen, die Bahnstrecke überschlug nicht hundert Schritte entfernt mit einem Brücken-Viadukt die Landstraße nach der Grenze.

Ich befand mich in heiterster Laune. Der Dienst war angenehm. Der Tag sommerlich warm.

Bei klarem Himmel ging die Sonne nieder. Bald geisterte der Vollmond durch den Wald, legte zarte Schleier um die weißstämmigen Birken und hing seine geheimnisvollen Schleier in Zweige und Äste.

Die Sterne zogen auf. Ich habe selten ein Bild solchen Naturfriedens in mich aufgenommen und fühlte mich eigentlich recht von Herzen beglückt in dieser zauberhaften Nachtstimmung.

Von Zeit zu Zeit gluckste eine Fasanenhenne, oder ein Eichhörnchen schrie sein heiseres „Kibbi-kibbi!" durch den Wald.

Die Nacht hat allerhand Geräusche, die das Ohr argwöhnisch auffängt. Bald heult einmal eine Eule, dann klagt ein Uhu. Hier nagt eine Maus an einem Knochen, dort huscht ein Kaninchen über den Damm.

Ich patrouillierte mit gleichmäßigem Schritte zwischen den Schienen dahin, bei jedem Laute fuhr aber die Hand unwillkürlich an den Sicherungsflügel meines Gewehres, das ich schußbereit über den Patronentaschen hielt.

Gegen Mitternacht kam der Streckenwärter mit seiner Laterne die Strecke entlang.

Wir kannten uns, wechselten ein paar Worte und schüttelten uns die Hand. Nach einigen Schritten kehrte er nochmals um und sagte mir:

„Du, Paul, vorhin ist ein Anschlag erfolgt. Es sollen Automobile mit französischem Golde nach Rußland unterwegs sein. — Na, Ihr werdet Eure Sache schon machen. Grüß Gott!"

Wieder verfiel ich in meine Gedanken. Diese elenden, verlogenen Ausländer! Wenn's nur erst richtig losging!"

Im nächsten Augenblick Schritte hinter mir. Ich Gewehr zur Hand, Sicherungsflügel zurück.

„Halt, Werda?"

„Gut Freund!"

„Parole?"

„Kaiser Wilhelm und Deutschland!"

Ich lasse die Hand am Sicherungsflügel, bis der betreffende in Erkennungsnähe ist.

Ein Feldwebel-Leutnant, der die Posten inspiziert.

Ich nehme Stellung und melde:

„Lindner, Unteroffizierspostenen 16 der Bahnwache, nichts vorgefallen!"

„Danke. Wir bewachen die Hauptlinie für Truppentransporte. Es besteht die Vermutung, daß der Feind oder feindliche Elemente, die sich noch hier besonders an der Grenze herumtreiben, versuchen werden, die Transporte zu stören. Sie bekommen einen zweiten Posten zur Besetzung der Strecke zugewiesen. Geben Sie auch vor allem auf die Straße da unten acht. Es sollen französische Geld-

sendungen in unserer Gegend unterwegs sein. Merken Sie etwas Verdächtiges, dann kurzen Prozeß gemacht! Die Insassen sollen verkleidete russische Offiziere sein. Guten Abend!"

Fort war er.

Wir hatten unsere Unterhaltung im Flüsterton geführt. Ich nahm meinen Patrouillengang wieder auf.

Dieser verdammte Wald links und rechts der Bahn. Man konnte selbst im hellen Mondschein kaum auf 30 Schritte tief hineinsehen. Es war wirklich Zeit, daß noch ein zweiter Mann an meinen Posten abkommandiert wurde. Ich suchte, von unwillkürlichem Verlangen getrieben, den Rand der Bahnlinie auf. Hier oben stand ich ja für Spione, die etwa im Walde heranschleichen konnten, förmlich als Zielscheibe da.

An einer Stelle trat der Wald etwas zurück und bildete eine kleine Waldwiese, die vom Monde hell beschienen war. Ich sah dort eine Rehfamilie äsen. Ein Bild tiefsten Friedens!

Während ich einige Augenblicke in meinem Gange innehalte und zu den Tieren hinüberspähe, fällt es mir auf, daß der Bock plötzlich den Kopf hebt, gegen den Wind sichert und einige Sprünge nach der Seite tut. Die ganze Rehgesellschaft wird unruhig, und ohne einen ersichtlichen Grund verschwindet sie plötzlich mit großen Sprüngen im Walde.

„Aha," denke ich, „da ist etwas nicht in Ordnung! Nun scharf acht geben!"

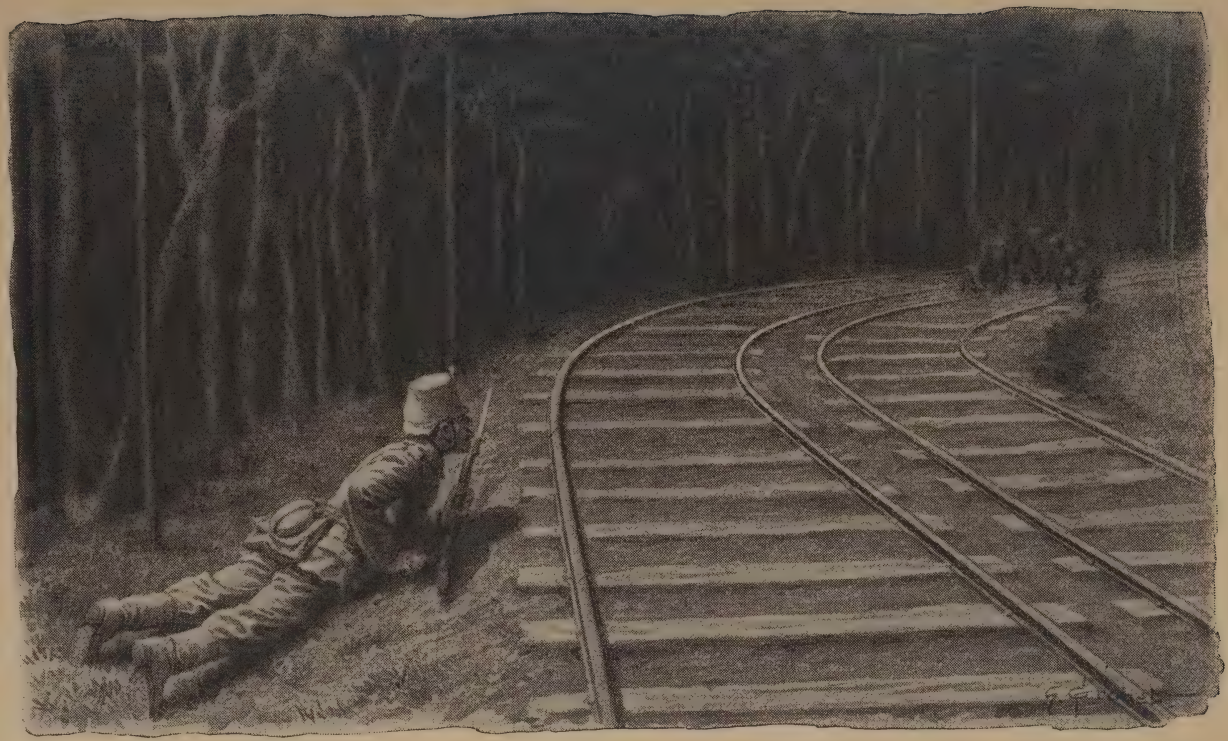
Ich ziehe mich etwas in den Schatten der Bäume zurück und halte scharf Auslug, kann aber nichts Verdächtiges bemerken.

„Jetzt sollte ich Perro, unseren Hofhund, bei mir haben," denke ich eben, da höre ich durch die Stille der Nacht das Brechen dürrer Äste am Waldboden.

Ich lege mich flach neben dem Schienenstrang an die Erde, das Gewehr schußfertig an der Backe. Da sehe ich im Mondlichte drüben am Rande der Waldwiese eine Gestalt, plötzlich auftauchend und ebenso schnell wieder verschwindend.

Ich kann nicht erkennen, ob Mann oder Weib, aber aus den eigentümlich schleichenden Bewegungen muß ich mit aller Bestimmtheit entnehmen, daß die Person nichts Gutes im Schilde führt.

Das Herz klopft mir zum Zerspringen. Ich hatte damals noch nicht auf einen Menschen geschossen. Im späteren Verlauf des Krieges wurde ich das sehr wohl gewöhnt. Ich habe viermal Kosakenpatrouillen von ihren Gäulen geknallt, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Jetzt höre ich das Geräusch in größerer Nähe.



. . . Ich lege mich flach neben dem Schienenstrang an die Erde . . .

Ah, diese Augenblicke der Ungewißheit werden mir zu Stunden.

Jetzt tritt der heimtückische Schleicher wieder auf einen Augenblick lang ins volle Mondlicht heraus, und, Teufel noch nein, zwei andere Burschen hinter ihm her.

Sie treten zusammen und scheinen eine Besprechung zu halten.

Offenbar haben sie mich aus ihrem Gesichtsfelde verloren und suchen nach mir, und jetzt merke ich erst, wie gut ich mir instinktsmäßig meinen Platz gewählt habe.

„Gut," denke ich, „ich will sehen, was sie vorhaben!" Da betreten sie aber schon den Bahnkörper und machen sich, wie ich zu bemerken glaube, an den Schienenlagern zu schaffen.

Und nun machte ich eine Dummheit. Anstatt die Burschen, wie auf dem Schießstande, aus meinem sicheren Versteck der Reihe nach wegzuknallen, sage ich mir:

„Es sind Menschen! Du mußt erst Gewißheit haben, was sie dort treiben! Vielleicht sind es gar harmlose Wilderer!"

Ich springe also in meiner ganzen Länge auf und schreie aus Leibeskräften „Wer da?"

Als Antwort ein russischer Fluch von drüben.

Ich aber nun wie toll einige Sprünge nach vorn, angelegt und Feuer.

Pautz! liegt so ein elender Lump lang da.

Ich nehme einen anderen aufs Korn, aber ob mir nun die Hände zitterten oder die Augen vor Erregung schwimmen — der Schuß geht hinaus, aber geht fehl.

Mittlerweile sind ja die zwei Hunde an mich heran. Wir kommen ins Handgemenge, ich erhalte einen Schlag auf den Kopf, von dem mir der Helm herabgerissen worden ist, und weiß nichts mehr von mir und der Welt. Ich weiß nicht, wie lange ich gelegen haben mag. Als ich erwache, fühle ich aber sogleich, daß mir Arme und Beine entsetzlich fest zusammengeschnürt sind.

Der Mond wirft sein Licht noch voll in den Wald hinein. Ich blicke mich um.

Teufel! Diese Schurken haben mich gefesselt zwischen die Schienen gelegt.

Ich durchschaue ihre Absicht.

Gut, daß ich aus meiner Betäubung erwachte, bevor ein Zug kam. Sonst läge ich jetzt zu Brei zermalmt drei Fuß unter der Erde.

Ich wälze mich um meine Längsachse von der Strecke herab neben die Schienen. Es gelingt mir. Mein Kopf brennt schmerzhaft wie tausend Höllenfeuer.

Trotzdem: ich bin wenigstens vor den zermalmenden Rädern der Lokomotive sicher.

Allmählich kehren mir die Gedanken wieder.

Hatten die Lumpenhunde sich nicht an den Geleisen zu schaffen gemacht?

Ja! Richtig!

Wenn die Strecke zerstört wäre! Alle Wetter!

Ich versuche mein Seitengewehr mit den Zähnen zu erfassen und aus der Scheide zu ziehen. Es gelingt mir. Ich setze mich auf, die Beine nach vorn und scheure mit den Stricken an der Schneide hin und her.

Nach kurzem Arbeiten sind sie durchschnitten. Ebenso gelingt es mir, die Handfesseln zu zerschneiden und jetzt bin ich frei.

Frei! Jungs, wißt Ihr, was das heißen will!

Also ran an die Stelle, wo dieser saubere Dreibund gearbeitet hatte.

Den Toten hatten sie mitgenommen.

Aber da — wo er gelegen — da haben diese Elenden die Schrauben aus den Flanschen gezogen und den Schienenstrang auf zirka 2 Meter zerstört.

Mir sträuben die Haare auf dem Kopfe empor. Ich weiß keinen Rat, um das Unglück zu verhüten, das bevorsteht. Jeden Augenblick kann ein Transportzug angefahren kommen. Und dann! — —

Ich fange an zu fiebern.

„Feuerzeichen!" fährt es mir durchs Hirn. „Das wäre das einzige Mittel! Aber auf welche Weise!"

Feuerzeug habe ich bei mir. Dürres Holz muß sich in genügender Menge finden.

Ich entsinne mich, daß ich einen Brief meiner Frau bei mir trage. Schnell suche ich dürre Äste am finstern Waldboden zusammen.

Wenn nur jetzt kein Zug kommt! Nur fünf Minuten Zeit!

Ich baue einen kleinen Reisighaufen zwischen den Schienen, den Brief meiner Angehörigen zerknüllt hinein, Zündholz angestrichen. — Es gelingt. Im nächsten Augenblicke zuckt es hell auf und bald lodert ein weithin sichtbares Feuer auf.

„Gott sei Dank!"

Ich jubele es laut für mich in die Nacht hinein. Über die Freude vergesse ich meine Kopfwunde. Ich schleppe neues Brennmaterial herbei und werfe es auf den glimmenden Haufen.

Höchste Zeit! Die Schienen durchläuft ein leises Zittern und Dröhnen. Fernes Stampfen und Pfauchen verrät das Herannahen

eines Zuges. Im nächsten Augenblick kommt ein feuriges Glotzauge um die Biegung des Schienenstranges. Wie ein Zyklop späht der eiserne Riese mit seinem einzigen Funkelauge starr vor sich hin.

„Sieht denn der Lokomotivführer mein Warnungsfeuer nicht!" denke ich, als der Zug mit unverminderter Geschwindigkeit heranbraust.

Aber plötzlich greifen die Bremsklötze mit scharfem Griff und unter schrillem Kreischen an die Räder. Pustend hält der Zug in geringer Entfernung vor mir. Mit keuchendem Atem steht die Maschine.

Ein Offizier springt zugleich mit dem Lokomotivführer aus dem Führerhaus. Er hat den Browning in der Faust und kommt vorsichtig nach vorn.

„Kerl," schreit er mich an, als er mich beim Feuer stehen sieht, „sind Sie denn verrückt. Hier ein Feuer anzuzünden, damit die feindlichen Flieger ihre Bomben sicher ins Ziel bringen!"

Ich trete vor und erstatte Bericht.

„Ja so, das ist etwas anderes! Verzeihen Sie! Das ist eine hervorragende Tat! Ich werde Sie zum Eisernen Kreuz vorschlagen!

Er notiert Tatbestand und meinen Namen.

Unterdessen haben einige Zugbeamte die Strecke untersucht und der Schaden ist in 20 Minuten ausgeheilt. Ich werde von einem Sanitäter verbunden. Der Zug setzt sich wieder in Bewegung. Ich sehe ihn wie im Traum an mir vorübergleiten: Pferdeköpfe, winkende Kameraden, ein Kupee 2. Klasse mit Schwestern, Blumen am Fenster, ernste, liebe Gesichter, Kanonen, Bagage, Kanonen, Kanonen, Kanonen . . .

Dann stehe ich wieder im Mondenlicht am Schienenstrange im Buchenwalde, in dem der Nachtwind wie ein Gespenst zwischen den schlanken Stämmen raschelt. Mein Feuer glimmt nieder. Einsamkeit um mich her.

Etwa eine halbe Stunde später kommt der Verstärkungsposten. Gott sei Dank!

Wir freunden uns sofort an und vereinbaren, beim Abpatrouillieren der Strecke uns nicht außer Rufweite voneinander zu entfernen.

Wir stampfen also in unseren schweren Stiefeln wieder streckauf, streckab, bei der Begegnung schnell einige Worte im Flüsterton wechselnd.

Da hören wir, als der Morgen zu grauen beginnt, auf der Straße, die unter dem Viadukt hindurchführt, Pferdegetrappel.

„Eine Aufklärungspatrouille!" sage ich meinem Kameraden. Der aber rät zur Vorsicht. Er ist am Tage vorher auf Wachtkommando am Elektrizitätswerk des nahen X. gewesen und dort soll man sich erzählt haben, daß bereits einzelne russische Truppenteile in Ostpreußen gesichtet worden seien.

„Na, und wir sind verflucht nahe an der Grenze!" setzt er hinzu.

Während wir unsere Meinung leise austauschen, löst sich ein Schuß unter uns und eine Kugel pfeift mir dicht am Kopfe vorbei.

Jungs, ich sage Euch, da zieht man den Kopf tief zwischen die Schultern, wenn dieses höllische Pfeifen zum ersten Male so nah am Ohre aufzischt.

„Kosaken!" schreit mein Kamerad und stößt einen derben Fluch aus.

Im gleichen Augenblick werfen wir uns in Deckung hinter den Schienen nieder.

Da prasselt auch schon ein wahres Pelotonfeuer um unsere Köpfe, daß der Kies in kleinen, nervösen Fontänen aufspritzt.

„Eins, drei, sieben, zehn, fünfzehn, siebzehn!" zähle ich.

Die Hundekerls kommen auf ihren kleinen Gäulen wie Mücken aus dem Walde geschwärmt.

„Achtung, Kamerad! Feuer!" rufe ich.

Wir liegen einige Meter voneinander entfernt.

Zwei Schüsse krachen.

Einer von der Bande stürzt nach vorn über den Hals des Pferdes. Wer ihn getroffen, weiß ich jetzt noch nicht zu sagen. Wir haben später noch beide unsere Meisterschüsse getan.

Wieder kommt eine Salve.

„Unversehrt!" schreit mein Kamerad. „Die Kerls schießen wie Schuljungen!"

„Aber sie kreisen uns ein!" rufe ich ihm zu.

„Verdammt!"

Einige der Reiter haben auf der Straße den anderen Teil des Waldes erreicht und nähern sich uns von hinten. Sie sind von den Pferden gestiegen.

„Wenn nur jetzt ein Militärzug käme!" bete ich im stillen. Fünf bis sechs sind in dieser Nacht an mir vorübergebraust, vielleicht ist das Glück diesen einen Augenblick einmal für uns.

Wir hoffen vergebens!

Von allen Seiten schlagen jetzt die Kugeln gegen uns ein. Eine Kugel fährt mir längs am Arm herauf und schlitzt mir den Ärmel auf, ohne mich zu verwunden.

„Ergebt Euch!" schreit einer, der der deutschen Sprache mächtig ist.

Ich tausche einen schnellen Blick des Einverständnisses mit meinem Kameraden.

Es hat keinen Sinn und Zweck, daß wir uns hier abschlachten lassen. Wir werden in Fetzen geschossen wie ein Wild auf der Treibjagd. Wir legen also die Waffen nieder, knien uns auf und strecken die Arme empor.

Mit Gewehr im Anschlag kommen sie heran, binden uns die Hände auf den Rücken und reißen uns in die Höhe.

„Vorwärts!"

Wir bekommen ein paar Kolbenschläge in den Rücken, und mit einigen Flüchen werden wir vorwärts getrieben nach ihren Pferden zu.

Wir werden mit Stricken an den Armen gefesselt, und die Leine wird am Leibgurt von je zwei Pferden befestigt. In dieser Weise beginnt nun ein Marsch im Laufschritt, bei dem uns vor Anstrengung fast die keuchenden Lungen platzen wollen. Ich werde das mein Lebtag lang nicht vergessen.

Wir werden in ein Kosakenlager geschleppt, und die Hetze hat vorläufig ein Ende.

Einer der Bande verschnürt die Stricke an einem Kiefernstamm und zieht uns mit ein paar Schlingen die Füße zusammen.

Einer aus dem Haufen kommt heran und grinst uns höhnend an. Ich glaube, es war einer von denen, die mich zum erstenmal am Bahndamm überfielen. Mittlerweile ist es heller Tag geworden.

Wir wissen nicht, was aus uns werden wird, sorgten uns aber nicht um unser Leben, denn am Anfange dieses Krieges hatten wir ja noch keine Ahnung, in welcher bestialischen Weise diese Kosakenhorden Krieg führen.

Nach einiger Zeit kam einer ihrer Offiziere mit einem Dolmetscher. Er wollte von uns alles mögliche wissen. Wo unsere Feldgrauen stünden? Wie stark unsere Truppe wäre? Wo das Generalkommando sei und dergleichen mehr.

Wir blieben natürlich hartnäckig und verrieten diesen Schurken nichts.

Da zog er seine Nagaika und peitschte uns aus, obgleich wir wehrlos und gebunden waren. Mein Rücken hat heute noch Striemen, die von dieser unerhörten Schinderei erzählen können. Schließlich hielt er uns den Revolver vor, und der tolle Hund hätte abgedrückt und uns über den Haufen geschossen. Da sagten wir aus,

was er wissen wollte. Natürlich alles falsch, denn die meisten seiner Fragen hätten wir ohnedies gar nicht richtig beantworten können, weil wir selbst nichts wußten. Er schien daraufhin mit uns zufrieden zu sein und ließ uns Brot geben.

Wir sahen im Lager mehrmals Landsleute, die — wie wir auch — gefesselt eingebracht waren und davongeführt wurden. Es waren meist Bauernburschen in ihren Arbeitskitteln, aber auch Leute besseren Standes, selbst ältere Personen, fehlten nicht darunter.

Ich rief einen, der bei uns vorübergebracht wurde, an. Er schien ein Lehrer oder Geistlicher zu sein. Ich fragte ihn, wie er hierher komme. Er antwortete: „Sie haben Schareiken verwüstet und in Brand gesteckt, viele Personen erschossen, viele fortgeschleppt." Ich glaubte damals, es sei Übertreibung dabei, um so mehr, als uns selbst nichts weiter geschah.

Wir wurden leidlich verpflegt, vermutlich waren wir, nachdem wir den Kosakenoffizier über unsere Stellungen und unsere Stärke „aufgeklärt" hatten, wichtige Gefangene.

Am späten Vormittag kam Bewegung in das Kosakenlager. Patrouillen und Meldereiter sprengten hin und her, und zwei Stunden später ging es weiter.

Wir wurden der Nachhut anvertraut und scharf bewacht. Aus dem Stande der Sonne stellte ich fest, daß unsere Marschrichtung Südwest war: also tiefer in unser deutsches Vaterland hinein.

Nachmittags gegen 5 Uhr hörten wir in der Ferne Schießen. Gewehrfeuer, das schnell einen heftigen Charakter annahm.

Die Vorwärtsbewegung schien ins Stocken zu geraten, nur langsam ging es endlich weiter.

Bald kamen wir an die Stelle, wo die ersten Verwundeten und Toten lagen.

An einer Stelle zählte ich im Straßengraben sechs Kosaken und acht Pferde, die bereits steif waren.

Einige Kilometer weiter lagen auch einige feldgraue Landsleute.

Den bebauten Fluren nach mußten wir uns einem Dorfe nähern.

Das Schießen verstummte schließlich. Hatten wir anfangs mit heimlichem Triumph die toten Kosaken gezählt, zwischen deren Leichen nur ganz vereinzelt feldgraue Uniformen auftauchten, so bemerkten wir jetzt mit knirschenden Zähnen an der schnelleren Vorwärtsbewegung, daß unsere deutschen Abteilungen an dieser Stelle zurückgeschlagen sein mußten. In wenigen Minuten sahen wir vor uns ein Dorf, die Vorhut der Kosaken hatte es schon besetzt.

Entweder hatte sich die Grenzschutzabteilung zurückgezogen und nach Verstärkung umgesehen, oder es lebte dort kein bewaffneter Deutscher mehr.

Unsere Vermutung sollte sich leider bestätigen. Die Horde zog ohne Widerstand in das Dorf ein.

Auf dem Marktplatze und in der Hauptstraße lagen mehrere tote deutsche Soldaten.

Die Bewohner hatten sich in ihre Häuser und Keller verkrochen. Vor dem Rathause lag die Leiche eines Grenzgendarmen. Er war durch einen Bajonettstich zwischen die Schultern getötet worden. Wie wir später erfuhren, stammte er aus Bilderweitschen.

Hier bekommen wir bald eine weitere Probe von der rohen und bestialisch gemeinen Kriegsführung dieser Kosakenbanden.

Sie hatten zwei evangelische Geistliche gefangen genommen. Der eine war aus seinem Pfarrhause in Spittkehnen verhaftet und mitgeschleppt worden. Den anderen, der bereits ein Herr in weißem Haar war, hatten sie in Schareiken aus der Sakristei fortgezerrt. Sie standen beide unter Bewachung vor der Kirchtüre.

Wir selbst wurden unter Bewachung eines Doppelpostens am Brunnen festgebunden.

Ich kann nicht wiedergeben, was alles nun in den wenigen Augenblicken an Scheußlichkeit in unserer unmittelbarsten Umgebung vor sich ging.

Aus den Häusern, in welche dieses Raubgesindel eindrang, tönte alsbald Geschrei, das durch unerhörte Qualen und Martern ausgepreßt, in die Ohren schnitt.

Frauen mit ihren Kindern flohen die Straßen daher nach dem Marktplatze und wurden von hier durch Knutenhiebe wieder zurückgetrieben. Sie erinnerten mich an ein Bild aus meiner Kinderzeit, auf welchem eine Mäusefamilie dargestellt war, die von allen Seiten von einer Katzengesellschaft umstellt war und in tausend Angsten nach allen Richtungen zu entspringen suchte.

Die Offiziere sahen diesem Treiben scheinbar belustigt zu, wenigstens unternahmen sie nichts, um diesen Roheiten Einhalt zu tun.

Zwei von ihnen traten auf die beiden Geistlichen zu, um ein Verhör mit ihnen anzustellen.

Sie sollten dieselben Fragen beantworten, die uns auch vorgelegt worden waren: vor allem Angaben über die Stellungen unserer Truppen.

Die beiden Herren weigerten sich standhaft, obgleich ihnen der eine öfters mit der Nagaika drohend vor den Augen herumfuchtelte und sogar einmal den Revolver sehen ließ.

Schließlich gaben sie überhaupt keine Antworten mehr, sondern hielten die Lippen hartnäckig aufeinandergepreßt.

Das machte die Kosaken halb wahnsinnig vor Wut. Ich sah, wie der eine mit dem Fuße stampfte, und einer vorüberziehenden Patrouille einen Befehl zurief. Dann gingen sie ihres Weges.

Im nächsten Augenblicke hatte sich die Kosakenabteilung vor den beiden aufgepflanzt. Sie setzten ihr Gewehr den beiden Gefesselten direkt auf den Mund.

Ich sah, wie die Ärmsten in sich zusammensanken, sich förmlich verkrochen und hielt das Ganze bloß für eine brutale Maßregel, um die Schweigsamen zum Reden zu bringen. Aber fast im selben Augenblicke krachten auch schon zwei Schüsse, und mit zerschmettertem und buchstäblich zerfetztem Haupte brachen die beiden Tapferen zusammen. Wir mußten uns wegwenden. —

Das Blut der Unglücklichen schien die Bande in eine wahre Raserei zu versetzen. Sie fingen an, die Häuser zu erbrechen. Rolläden wurden mit dem Kolben eingeschlagen, Schaufenster zertrümmert und in sinnloser Weise in die Fenster hineingeschossen.

Als der Abend nahte, wurden wir von unseren Fesseln befreit und nach einem Gebäude geschleppt. Wir wurden unter Püffen und Kolbenstößen in den Keller gesperrt. Die Türe wurde verschlossen und wir waren allein.

Ich muß zugeben, daß ich keine Energie mehr hatte, über Fluchtpläne nachzudenken. Mein Kopf schmerzte mich wieder heftig, und daran war wohl nicht bloß der Kolbenhieb schuld, den ich in der vergangenen Nacht auf Bahnwache erhalten hatte, sondern auch all das Grausige, das ich gesehen.

Jetzt verlangte die Natur ihr Recht. Mit zerschlagenen Gliedern sank ich an den Boden und schlief ein. Ich erwachte erst, als der Morgen durch die zwei niedrigen Fenster graute.

Mein Kamerad war schon wach. Er hatte sich den Kopf über einen Fluchtplan zerbrochen, der mir gefährlich und unausführbar zugleich schien.

Er hatte in einem Winkel des Kellers einen Kartoffelsack entdeckt, der groß genug war, um sich in ihn zu verstecken.

Sobald der Kosak, der die Wache hatte, öffnete, wollte er ihn mit einer zerbrochenen Wagenrunge, die er im Keller vorgefunden

hatte, niederschlagen, sich mit dem Sacke in den Hausflur begeben und spähen, ob wir unbemerkt entwischen könnten.

Gelang das nicht, so wollte er sich den Sack überstülpen und sich regungslos unter die Flurtreppe legen, wo man ihn unbehelligt lassen werde. Auf irgendeine Weise hoffte er dann zu entkommen.

Er ließ sich den Plan nicht ausreden.

„Ich habe Frau und Kinder daheim, Paul," entgegnete er auf meine Vorstellungen. „Wenn ich nichts wage, sehe ich sie nicht wieder. Lebendig kommen wir nicht aus den Händen dieser Teufel. Wenn gestorben sein muß, so will ich mich nicht ohne weiteres niederknallen lassen."

Eigentlich hatte er ja Recht. Vielleicht gelang es!

Wir machten eine Probe. Er kroch in den Sack und schmiegte sich mäuschenstill an den Boden, und ich mußte gestehen, daß die Täuschung vollkommen war.

Wir sprachen das Nähere durch. Er wollte durchaus, ich sollte mich jeder Beteiligung enthalten, um mein eigenes Leben nicht zu gefährden.

Da er seinen Plan ohne meine Hilfe verwirklichen konnte, war ich einverstanden.

Am späten Nachmittage hörten wir Schritte vor der Türe. Ein Kosak öffnete, und blinzelte einige Augenblicke in das Duster des dumpfigen Kellerraumes hinein. Er hatte das Gewehr schußfertig unterm Arm.

Ich duckte mich in die finsterste Ecke und verhielt mich still, sah aber, wie mein Kamerad sich mit der alten Wagenrunge an der Wand entlang schob, die Hand emporhob und blitzschnell die schwere Holzkeule auf den Tschako des Kosaken niedersausen ließ.

Der fiel auch wie ein Mehlsack zu Boden, aber bei seinem Sturze schlug das Gewehr gegen die Schwelle. Dabei mußte der Abzug einen Stoß erhalten haben, und im gleichen Augenblicke ging der Schuß los, der wie ein Alarmzeichen durch das Haus rollte.

Ehe mein Kamerad die Kellertreppe emporstürmte, brach er schon, von zwei Schüssen getroffen, zusammen.

Nun zogen sie auch mich aus meinem Winkel. Ich mußte über die Leiche meines Leidensgefährten hinwegsteigen und dachte dabei mit krampfendem Herzen an seine Frau und seine Kinder, nach denen er sich so gesehnt hatte.

Meine Wächter schleppten mich vor ein paar Vorgesetzte, denen sie in ihrer Sprache vermutlich den Vorgang berichteten.

Ich konnte nicht verstehen, was diese saubere Lumpenbande über mich beschloß, aber daß es ein Urteil war, das in irgendeiner Art

meinen Tod beschloß, sah ich an dem teuflischen Grinsen dieser Strauchdiebe.

Sie schleppten mich ein paar Häuser weit seitwärts und stießen mich in eine jener einstöckigen Bauernhütten, wie man sie dort zu Lande häufig antrifft. Dann schlossen sie die Türe ab.

Ich wußte nicht, was sie mit mir vorhatten, sollte es aber im nächsten Augenblicke erfahren. Vor den Fenstern sah ich rote Flammen zucken, und bald quollen zu allen Ritzen und Spalten Rauchschwaden herein.

Also lebendig verbrennen! Die Mordhunde!

In meiner Angst lief ich die Bodenstiege hinauf. Ich wußte eigentlich nicht recht, was ich wollte. Der Lebenserhaltungstrieb zwang mich in jenen Raum hinauf, der noch nicht von Rauch erfüllt war.

Ich blicke mich in dem dämmerigen, ärmlichen Gelasse um. Ein Bett, bunt bezogen, ein alter Schrank, ein Stuhl, ein Bild vom Kaiser Wilhelm — das war alles. Ich könnte das Zimmer malen. Es ist merkwürdig, wie scharf der Geist unwillkürlich in solchen Augenblicken manchmal arbeitet.

Aber da lagen in einem Winkel alte Kittel. Ein Krückstock lag dabei.

Vermutlich hatte hier oben eine lahme Person gewohnt, bis sie sich gestern vor den anreitenden Kosakenhorden in Sicherheit brachte.

Ich hob die Kleidungsstücke auf: ein Weiberrock, eine karrierte Barchentbluse, ein schwarzes Brusttuch. Mir schoß ein Gedanke durch den Kopf.

Im nächsten Augenblicke hatte ich meine Uniform herabgerissen und die Lumpen angezogen.

Ein Spiegel war nicht da, in welchem ich meine Verkleidung hätte kontrollieren können. Also mußte es ohne Hauptprobe gehen.

Ich war bereits auf der Stiege, da fiel mir ein, daß mich ja natürlich der Bart verraten mußte. Einige Augenblicke war ich in heller Verzweiflung. Dann nahm ich kurz entschlossen das Brusttuch und wand es mir recht wulstig um den Kopf, so daß es Kinn und Gesicht fast völlig verdeckte. Nun runter, ins Erdgeschoß zurück.

Es war höchste Zeit, von allen Seiten leckten schon die Flammen am Gebälk, und der Rauch drang in schwarzen, stickenden Schwaden auf meine Lunge ein. Ich stieß ein Fenster auf.

Draußen standen die Mordbrenner.

Ich kletterte aufs Fensterbrett und ließ mich an der Außenseite recht ungeschickt herabfallen. Ich benahm mich dabei mit Absicht un-

gelenk, denn einmal durfte ich durch keine Bewegung verraten, was unter dem Weiberrock steckte, und zum anderen hatte ich Bange, daß beim Herausklettern sich der Kittel in die Höhe schieben und die Hallunken meine Unterbeinkleider sehen lassen könnte.

Ich kann gestehen, daß mir das Herz tüchtig klopfte, als ich mich nun, wie ein altes Weib humpelnd, davonmachte. Die Bande wollte sich halbtot lachen über das alte Weib, das sie ausgeräuchert hatten.

Ich humpelte die Dorfstraße hinab und war vorläufig froh, daß ich mich aus der Bratpfanne gerettet hatte. Gewann ich die freie Flur, ohne erkannt zu werden, so durfte ich mich als vorläufig gerettet betrachten. Die Straße war hier von Kosakengesindel noch stark belebt.

Aber das Glück wollte heute entschieden mit mir sein. Gott verläßt eben keinen Deutschen.

An einem Wegehäuschen, das die Kosaken wohl als Wachtlokal eingerichtet hatten, weil sie von hier aus die sich kreuzenden Straßen auf mehrere Kilometer weit übersehen konnten, lehnte ein Militärfahrrad.

Mir schoß ein Gedanke durch den Kopf, und ebenso blitzschnell, wie er gekommen, wurde er zur Tat.

Mit einem Sprunge saß ich im Sattel und fing an, in die Pedale zu treten, daß die Kette knirschte. Ich wußte nicht wohin? und was weiter? Nur fort, aus dem Bereiche dieser Hunde!

Ich war noch keine halbhundert Meter entfernt, da knallten hinter mir auch schon Schüsse und die Kugeln pfiffen mir um die Ohren.

Ich trat wie sinnlos in die Pedale!

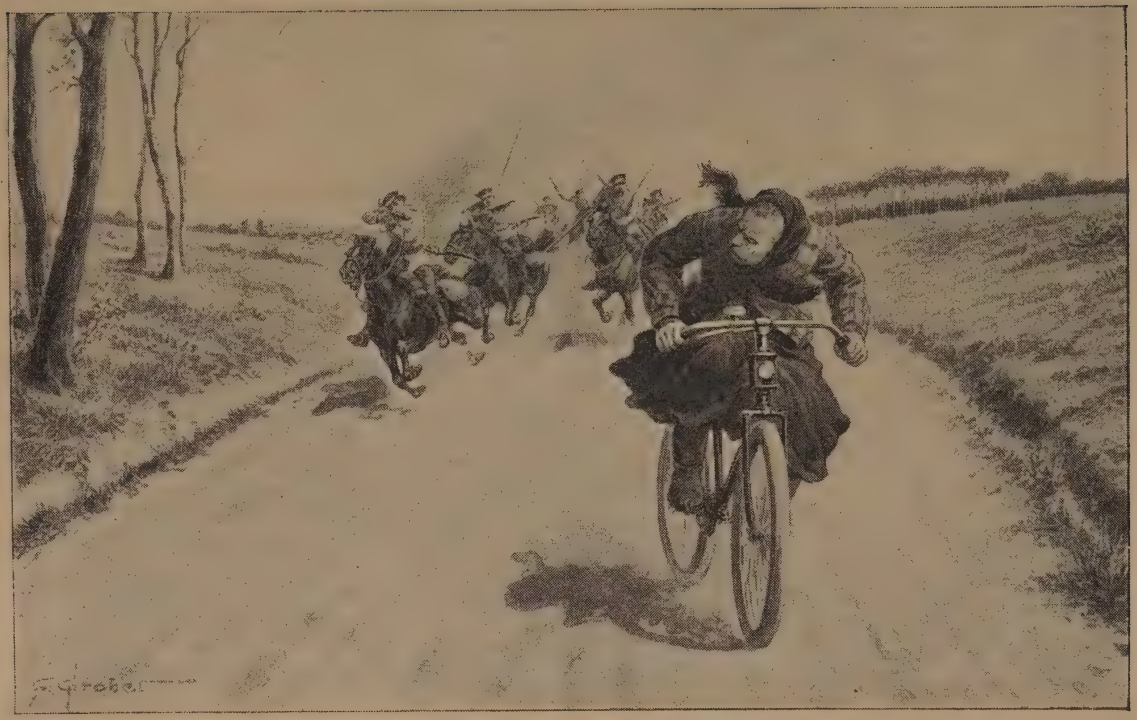
Wenn nur jetzt die Pneumatik stand hielt, keine Schraube sich lockerte, die Kette nicht riß! Ein Glück, daß die Straße eben und infolge der Trockenheit gut fahrbar war!

Ich merkte am Knall hinter mir, daß die Entfernung zwischen mir und meinen Verfolgern zunahm, fürchtete bloß, daß sie mich zu Pferde verfolgen könnten, oder daß ich einer in der Gegend schweifenden Kosakenpatrouille in die Hände fahren würde.

Was ich befürchtet hatte, trat ein.

Als ich einen Augenblick rückwärts sah, bemerkte ich wohl ein Dutzend Kosaken, die mich zu Pferde verfolgten. Und ich wußte, wie schnellfüßig Kosakenpferde sind!

Ich glaube, kein Rennfahrer hat je mit solchem Eifer in seine Maschine gestampft, als ich.



. . . Es war ein toller Wettlauf zwischen Radfahrer und Reiter . . .

Von Zeit zu Zeit krachte es hinter mir, und dann schrie mir der Tod sein grausiges „ſſ—ſſ!“ in die Ohren.

Es war ein toller Wettlauf zwischen Radfahrer und Reiter, zwischen Maschine und Muskel.

Und ich wußte, daß ich unterliegen mußte. Meine Kraft begann nachzulassen, und die Entfernung zwischen mir und meinen Verfolgern nahm ab.

Schon waren sie auf etwa 200 Meter heran, da schickte mir Gott einen Rettungsgedanken.

An der Straße lag ein See, einer jener großen Teiche, wie sie dort sehr häufig sind. Einige Meter vom Ufer entfernt stand ein Torfkahn. Die Ruder lagen darin, auch schien er nicht angepflöckt.

Das alles umfaßte ich mit einem Blick, mit der Schnelligkeit, die nur höchste Gefahr in uns erzeugt.

Ich bremste, sprang ab, warf das Rad zur Seite, riß mir die Frauenkleidung vom Körper und sprang, weit ausholend, in den See.

Die Kugeln klatschten um mich her, heimtückisch aufzischend, in das Wasser. Keine traf.

Mit schnellen Schwimmstößen erreichte ich den Kahn, schwang mich über den Rand, ergriff die Ruder und arbeitete mit fliegender Brust darauf los.

Mittlerweile waren meine Verfolger am Ufer des Sees angekommen, waren von den Pferden gestiegen und ließen nun, im Stehen sicherer zielend, ein wahres Höllenfeuer auf mich los.

„Peng!“ Ein Schuß durch die Wand des Kahnes und drüben wieder hinaus.

Gott sei Dank über der Wasserlinie.

Ein zweiter, der offenbar meinem Herzen oder der Brust gegolten hatte, durchschlägt den Schaft des einen Ruders, zerstört aber glücklicherweise nicht dessen Gebrauchsfähigkeit.

Und ich rudere wie der Teufel, die Entfernung wird mit jedem Ruderschlage größer, obgleich der Kahn sehr plump und schwerfällig ist, und die Kerle da drüben brüllen und heulen vor Wut.

Ich kann mir die Genugtuung nicht versagen, ich lasse einen Augenblick ein Ruder los und strecke ihnen höhnend meine Faust entgegen.

Ein wahres Pelotonfeuer ist die Antwort.

Es klatscht und spritzt um mich, als ergösse sich ein ganzer Bleiregen über mich. Der Kahn ist an manchen Stellen mehrfach durchlöchert, aber ich bin unversehrt und triumphiere im stillen.

Drüben ziehen sie mit einem Wutschrei ab.

Schade, daß ich mein gutes Gewehr nicht bei mir habe! Es würde mir Freude machen, aus meiner Sicherheit ruhig zu zielen und einen oder den anderen da drüben wegzuputzen. Es ist ein häßliches Gefühl, so viel erdulden zu müssen, ohne sich dafür rächen zu können.

Ich rudere noch immer, und nach zweistündiger, harter Arbeit erreiche ich das jenseitige Ufer.

Hier breitet sich Kiefernwald aus. Das ist ein Trost für mich, denn er bietet doch wenigstens Gelegenheit sich zu verbergen.

Ich laufe aufs Geratewohl zu, treffe auf ein Forsthaus, das ausgestorben ist bis auf eine ältere Dame und ein Bübchen von acht Jahren.

Ich finde freundliche Aufnahme, Verpflegung und Kleider und berichte mein Abenteuer.

Die Dame ist ganz verstört. Sie erzählt mir, daß gestern Nachmittag Streifpatrouillen durch den Wald gezogen sind. Sie haben ihren Mann gebunden, an ein Pferd gefesselt und davongeführt. Ihr selbst ist nichts geschehen. Sie hat heute Morgen ebenfalls entfliehen wollen, sei aber auf deutsche Ulanenkommandos gestoßen, die ihr versichert haben, daß ihr nichts geschehen könne. Jene Kosakenhorde sei bereits eingeschlossen und in spätestens zwei Tagen werde sich der Ring um sie zusammenziehen und erdrosseln. Man müsse nur erst die Geschütze in die richtige Stellung bringen.

Während wir noch miteinander sprechen, erzittert der Waldboden von Pferdehufschlag.

Erschreckt fahren wir auf, da sehen wir auch schon feldgraue Reiter vor der Türe.

Na, am übernächsten Tage bei Morgengrauen gings los, Jungs, und wir haben sie denn zusammengehauen, daß sie in Zukunft das Morden und Brennen vergessen werden!

Ich tat auch mit. Als Patrouillenführer — auf Vorposten.

Ich hatte mich beim Brigadekommandeur gemeldet und ihm meine Abenteuer erzählt.

Da hat er mir die Hand geschüttelt und das zweite Kreuz auch noch versprochen.

Da war ich stolz!

Na, und heute ist's denn nun auch gekommen, das andere Kreuz.

So, nun wißt Ihr, wie ich dazu gekommen. Und ich sage: Alle Tollkühnheit nutzt nichts, der Mensch muß auch Glück haben.

Und wenn Ihr demnächst naus kommt, gleichviel ob nach Ost oder West, so hoffe ich auch wieder mit abtransportiert zu werden. Dann sollen sie 's doch noch heimgezahlt kriegen, die Kosakenhunde.

Im Kampf mit den Kosaken.

Von einem Teilnehmer an den Kämpfen in Ostpreußen gegen die Kosaken, der schließlich durch eine feindliche Kugel verwundet wurde, geht uns jetzt folgende lebendige Schilderung seiner Erlebnisse zu:

Am 8. August verließ unser Bataillon Stolp, am 9., 6 Uhr vormittags wurden wir nach 26stündiger Fahrt in Nordenburg ausgeladen. Ein Marsch von 18 Kilometer brachte uns nach dem Dorfe Olschewen. Ich hatte nebst dem Feldwebel und drei anderen Unteroffizieren Quartier bei einem Fleischermeister Gaßner, wo wir wie die „Made im Speck" lebten. Fatal war nur, daß der Krugwirt schlecht auf dem Posten war, kein Bier, kein Selter, nichts Rauchbares schaffen konnte. Dafür hat er uns seinen „Moselwein" (Essigwasser) für drei Mark die Flasche angedreht. In Anbetracht der dicken Löhnung — 40 Mark monatlich — konnten wir uns das leisten. Ich war in den ersten Tagen ausschließlich als Kompagnieschreiber tätig, wobei die Kriegsstammrollen und Feststellung der Kompagniegröße eine ganz schauderhafte Arbeit war. Kaum dachte man: „So, jetzt hast du es klar," bautz, wurden ein paar Leute zur anderen Kompagnie versetzt, oder zwei hatten die gleichen Erkennungsnummern oder dergleichen. Schon konnte ich wieder von vorn anfangen. Bald darauf bezogen wir Notquartier in Neu-Essergallen. Dort waren nach wenigen Tagen die Ziehbrunnen leer, Waschen und Zähneputzen waren Begriffe, die man nur noch aus der Erinnerung her kannte. Unser Dienst war sehr anstrengend, fast täglich Pionierdienst. Schützengräben ausheben, Herstellen von Wegen durch Waldungen und Verbesserung der Landwege. Es war beabsichtigt, hier den Feind heranzukriegen, ihn zu umgehen und ihn entweder uns in die Feuerrachen oder in die masurischen Seen zu treiben. Das war alles ganz schön und gut, wenn nicht das Grenzland so voller Spione und Verräter gesteckt hätte. Die Russen zogen sich, kaum über die Grenze gekommen, wieder zurück.

Am 19. wurde Allarm geschlagen, und wir blieben den Tag über marschbereit. Um 6 Uhr nachmittags ging es los. Es wurde nun gelaufen, in dunkler Nacht auf Landwegen, immer unentwegt, bis vormittags um 11 Uhr. In dieser Zeit hatten wir über 70 Kilometer zurückgelegt. Wir hängten um 11 Uhr Gepäck ab, man brachte seine heißgelaufenen Füße in Ordnung und freute sich auf das immer tadellos mundende Mittagbrot aus der Feldküche. Eben waren mir die Augen zugefallen, da hieß es: „An die Gewehre,

Kosaken kommen!" Von diesen war allerdings nichts zu sehen, dafür aber hörten wir Artilleriefeuer. Statt Mittagessen gab es bald blaue Bohnen. Um $12^1/_2$ Uhr rückten wir in den Bereich des feindlichen Artilleriefeuers. Der erste Zug schwärmt aus unserer Mulde heraus nach vorn aus, da krepiert ein Schrapnell etwa 30 Meter rechts von uns. Als ob jemand einen Sack voll Erbsen ausgeschüttet hätte, rollen die kleinen Kugeln übers Feld daher. Da jetzt der erste Zug weg ist, bin ich der rechte Flügelunteroffizier des zweiten Zuges. Inzwischen pfeifen schon unsere Artilleriegeschosse mit ihrem singenden Ton über uns hinweg. Da kommen schon mehrere Leute des ersten Zuges zurück: die ersten Verwundeten mit Arm- und Beinschüssen, draußen liegen bereits drei Tote. Der Leutnant winkt: „Gruppenweise vorgehen!" Die Gruppe schwärmt aus. Bautz, bum, knallt es über uns, aber schon kommt der Befehl: „Sprung — auf, marsch, marsch — hinlegen!" Da liegt meine Gruppe, acht Mann, ich stehe noch und will an den etwa zehn Meter entfernten Baumstamm laufen, um besser Ausschau zu halten, da — 1, 2, 3, 4 Schrapnells platzen in meiner Höhe, ein Prasseln um mich her, unwillkürlich stehe ich beinahe stramm. Ich drehe mich um, da liegen meine acht Kerls ganz erstaunt, daß uns nichts passiert ist, beinahe verblüfft da, bis mein rechter Flügelmann ruft: „Na, Herr Unteroffizier, wenn so, denn prost!" Allgemeines Gelächter und weiteres Vordringen, jetzt aber mit nicht zu erschütternder Ruhe. Zwar müssen wir in dem kleinen Graben, in dem wir entlang streben, uns bei dem heftigen Feuer noch manchmal hinlegen. Wenn auch im Graben bereits viele Tote und Verwundete liegen, über die wir hinweg müssen, so sind wir doch beinahe in Feststimmung ins Dörfchen Kleszowen gelangt. Der Feind war bei Gawaiten, westlich der Chaussee Goldap—Gumbinnen, mit Artillerie aufgefahren. An der Kirche, inmitten des Kirchhofes, sammelten wir uns und schwärmten nun gegen den Feind aus. Dieser lag auf einer Anhöhe, von der eine sumpfige Wiese das Ende einer langsam abfallenden Strecke bildete, die wir auf etwa 400 Meter durchlaufen mußten. „Seitengewehr pflanzt auf!" Und hoch geht es den Berg hinan, durch Zäune hindurch. Kurz vor dem Kamm wird ein rasendes Feuer auf die obenliegenden Russen eröffnet und dann vorwärts. Die Russen gehen auf etwa 100 Meter zurück. Gleichzeitig auch die vier Reservereihen, die in Abständen von 200 Metern dahinterliegen. Jetzt auf den Bauch gelegt und heruntergeschossen! Wie eine Hammelherde liefen die Russen zurück. Die Kompagnie links neben uns mußte eine Schwenkung nach links machen, da hier ebenfalls noch Feinde

lagen. Nun schossen wir bereits auf 800 Meter, die aufrecht gehenden Russen hoben sich gegen die sandige Anhöhe gut ab, so daß wir brillant schießen konnten. An unserer Front haben die Russen mehrere Hundert verloren. Vier habe ich verwundet angetroffen und gefangen genommen. Es waren Leute von gutem Körperbau; sie wurden von einem Gefreiten abtransportiert.

Wir hatten uns gerade angeschickt, weiter vorzugehen, als mit einem Male in unserer linken Flanke — tak, tak, tak, tak, ein Maschinengewehr loslegte. Etwa 150 Meter von uns war es stehengeblieben. Mein linker Nebenmann stöhnt plötzlich: „O Gott, Herr Unteroffizier!" Da brachen seine Augen. So sah man links und rechts die Leute sachte das Gesicht zur Erde neigen, um es nie wieder zu erheben. Ich zog mich in Deckung und hatte nun vor, den Bengel am Maschinengewehr herunterzuknallen. Kaum hatte ich den Kopf erhoben, da hatte er mich schon erblickt und feuerte, traf aber nur den Helm, den die Kugel durchschlug. Ich kroch zurück, versuchte unmittelbar darauf, nochmals zum Schuß zu kommen, war aber ein bißchen aus der Richtung geraten, und bautz! erhielt ich eins in die linke Schläfe. Ich bin wohl sofort bewußtlos geworden. Aus der Betäubung erwachte ich, als mir das Blut in den Mund rann. Allmählich wurde es mir klar, was los war. Nach einiger Zeit kroch ich langsam zurück zum dritten Zug. Der hier kommandierende Reserveunteroffizier wurde gerade, als ich beim Zug anlangte, von eben diesem Maschinengewehr getroffen, und schlug hintenüber. Ich habe ihn nicht wieder gesehen. Mir wurde jetzt entsetzlich flau, ein Riesendurst quälte mich, und so trank ich den ganzen Inhalt der Feldflasche aus. Mein Kopf war bereits riesig geschwollen, so daß ich den Helm abnehmen mußte. Ich war mittlerweile an ein brennendes Gehöft gelangt, wo ich Wasser zu finden hoffte, leider vergebens. Ich setzte mich hinter ein Haus, bei dem fortgesetzt die Schrapnells und Granaten einschlugen. Endlich kam ich zur Verbandstation, wo ich ordnungsgemäß verbunden wurde. Dann mußten die noch Marschfähigen antreten und nach Darkehmen marschieren. Nachts um 1 Uhr kamen wir dort an, wo wir drei Mann von unserer Kompagnie im „Deutschen Haus" Unterkunft fanden. Die Stadt mußte aber von den Einwohnern geräumt werden, und wir hatten das sehr zweifelhafte Vergnügen, uns am 21. zu Fuß nach Nordenburg zu begeben. Dort wurden wir nochmals verbunden und schließlich mit der Bahn nach Stolp gebracht.

. . . wir sammelten uns und schwärmten nun gegen den Feind aus . . . (Seite 149.)

In höchster Not.

Von Hermann Dreßler.

„Heinrich, laß das Gewehr zu Hause!“ bat die alte Frau Borrot ihren Sohn, der in seiner massiven Breite die Türe des Wohnzimmers gerade ausfüllte.

„Mutter,“ sagte der große Mann begütigend, „sorge Dich nur nicht immer um mich.“

„Wohin willst Du gehen?“

„Ich — ich wollte einmal nach dem Entenbruch hinaus.“

„Jetzt in der Dämmerung?“

„Du weißt ja, Mutter, daß unserem Herrn Baron in der Abendstunde immer einige von seinem Zuchtschlage da draußen weggeknallt werden. Und ich wäre doch ein schlechter Verwalter, wenn ich die verdammten Spitzbuben ruhig gewähren ließe.“

„Muß es heute sein?“ fragte die Alte. „Bleib nur wenigstens heute bei mir!“

„Was hast Du, Mutter? Ist Dir nicht wohl?“

Der starke Mann hatte das Gewehr bereits an den Haken gehängt und war zu der Alten getreten, die in einem Lehnstuhle an dem breiten, braunglasierten Kachelofen saß.

Draußen peitschte ein wahrer Orkan ganze Wasserberge an die Scheiben, und obgleich der Wandkalender den 14. August anzeigte, fegte ein kalter Wind vom Oletzkoer Walde her.

„Ja, behaglicher ist es ja hier bei Dir,“ meinte Heinrich, indem er auch den grünen Lodenhut an die Wand hing und sich neben der Mutter auf der Ofenbank niederließ. „Gut, daß Lene etwas angeschürt hat.“

Sie saßen eine Zeitlang schweigend nebeneinander, dann fragte die Alte:

„Wie stehts draußen? Hast Du etwas gehört?“

„Ach, deshalb warst Du wohl in Sorge um mich, Mutter? Des Krieges wegen? Nun, ich habe von unseren Grenznachbarn bis jetzt noch nichts gehört. Sie werden sich Zeit lassen!“

Er schüttelte drohend mit der Faust gen Osten.

„Aber sie werden doch einmal kommen!“ meinte die Alte bestimmt, „Du bist zu siegesgewiß. Andere sind vorsichtiger, haben ihre Geld- und Wertsachen zu sich genommen und sind nach Königsberg geflohen.“

„Die werden bald wieder zurückkommen, Mutter, und dann werden wir sie auslachen," entgegnete Heinrich mit frischer, klangvoller Stimme.

„Nein, nein," wehrte die Alte, „Du wirst ja sehen, daß ich Recht habe."

Nach einer Pause fuhr sie fort:

„Peters aus Dmussen ist gestern mit seiner Familie nach Berlin gefahren. Ich weiß schon, warum."

„Na ja, Mutter, der kann sich das leisten. Dessen Herr ist daheim und sieht zum Rechten. Aber ich! Nein, das geht nicht! Unser Baron steht in Belgien und kämpft an der Spitze seiner Kompagnie gegen Hinterlist und Trug. Und ich sollte seine Güter in Stich lassen! Denke doch, was das werden sollte, wenn ich jetzt von hier fort ginge! Ein schöner Verwalter, der nicht aushalten wollte, wenn einmal schlechte Zeiten kommen!"

Die Alte sah ihren Sohn an, nickte mit dem Kopfe und sagte:

„Ja, ja, Recht hast Du ja. Haben wir Gutes empfangen und sollten das Böse nicht auch hinnehmen?"

Draußen sprang ein neuer Windstoß auf und warf ein paar abgerissene Zweige von der Hoflinde gegen die klirrenden Fensterscheiben.

Heinrich brannte sich die Pfeife an und setzte sich wieder zur Mutter.

Plötzlich richtete sich die Alte auf und stierte vor sich durch die Scheiben, als ob sie etwas in der Ferne erlauschte.

Heinrich war ordentlich über das eigentümliche Gebaren der Mutter erschrocken.

Ihre Augen waren groß und starr, ihre rechte Hand lag rund hinter dem rechten Ohre.

Nach einigen Augenblicken nickte sie mit dem Kopfe vor sich hin und murmelte:

„Es kommt Besuch ins Haus, ich habe es gewußt!"

„Ach, Mutter, wer soll heute noch bei uns einkehren, und in dieser Zeit, da all unsere Freunde und Bekannten beim Heere sind."

„Es kommt Besuch ins Haus!" entgegnete die Alte bestimmt. „Ich habe es den ganzen Tag gewußt. — Das Alter schärft die Sinne, mein Sohn. Unser Geschlecht ist von jeher mit Ahnungsvermögen begabt. Sieh doch auch, wie die Flamme aus dem Ofenloch leckt, in zwei spitzen, giftigen Strahlen, wie Schlangenzungen. Der Besuch bringt uns nichts Gutes!"

Der Wind trieb von Zeit zu Zeit ein paar feine, züngelnde Flammengarben durch die Zuglöcher der Ofentüre, die wie gierige Raubtierzungen hervorlechzten.

Die Unruhe der Alten übertrug sich schließlich doch auch auf den Sohn.

„Wenn Du meinst, Mutter," sagte er, vollendete aber nicht, sondern stand auf und nahm die Büchse von der Wand.

„Was tust Du?" fragte die Alte.

„Ich will einmal in den Ställen und Scheunen nachsehen gehen, Mutter!"

Er ging an den Gewehrschrank, entnahm ihm noch einige Jagdgewehre, prüfte Lauf und Hahn flüchtig und lud sie mit Kugeln statt mit Schrot, dann legte er sie auf der Platte des Schreibtisches zurecht, zündete eine Laterne an und trat auf den Hof hinaus.

Der Sturm trieb ihm wie mit Peitschenhieben den Regen ins Gesicht. Er ließ sich nicht abhalten, machte seine Runde durch Scheunen und Grundstückgebäude und trat in den Stall.

Die Rinder schnauften unruhig und rasselten mit den Halfterketten. Die Schwalben hockten leise und ängstlich zwitschernd in ihren Nestern.

Die große Bläße drehte den Kopf, drängte sich zitternd an den Herrn und suchte ihm liebkosend und trostbedürftig die Hand zu lecken.

„Ganz sonderbar," sagte Heinrich zu sich selbst, „so aufgeregt habe ich die Tiere all die Jahre über doch noch nicht gesehen!"

Er schloß den Stall ab und lenkte seinen Schritt nach der Gesindestube, hinter deren trüben Fenstern die blakende Petroleumlampe ihr gelbes Licht verstreute.

„Guten Abend, Leute!"

„Guten Abend, Herr Inspektor!"

„Was weinst Du, Lene?"

„Ach, Herr Inspektor, der Willy hat uns so gruselige Sachen von den Russen erzählt. Mir ist so angst."

Willy, der Hütejunge, verkroch sich bei dieser Anklage hinter den weißgescheuerten Gesindetisch.

„Mach die Mädel nicht zu fürchten, Dummkopf!", verwies der Verwalter. „Du bist mir ein rechter Held!"

Er wünschte den Leuten einen „guten Abend!" und trat wieder hinaus.

Väterchens Leibgarde.

„Ja, wenn ich so viel Flinten hätte, wie der Verwalter, dann würde ich mich auch nicht fürchten. Vor allen Russen zusammen nicht!" sagte Willy, als die Türe geschlossen war und die Schritte seines Herrn auf dem Hofpflaster verklangen.

Heinrich kehrte zur Mutter zurück.

Das Wetter hatte sich mittlerweile noch verschlechtert. Ein Gewitter war aufgezogen. Die Blitze zuckten ununterbrochen und schnitten mit ihren Flammenschwertern das Firmament in Stücke. Dazu brüllte der Donner wie ein Raubtier, das zähnefletschend und beutegierig über die Wolken hinwegstieß.

„Du kannst ohne Sorge sein, Mutter. Es ist alles in schönster Ordnung, wie sonst. Aber ein verdammtes Wetter!"

Er schüttelte sich, daß die Wassertropfen um ihn herstoben.

Die Alte stand auf, und zündete die Lampe an.

„Ist Teß an der Kette?" fragte sie.

„Nein, ich habe ihn losgemacht, Du kannst Dich beruhigen!"

Sie saßen wieder schweigend beisammen.

Der Sturm schnob um das Haus, er heulte um den Schornstein und blies ganze Tonleitern in den Dachziegeln vom tiefsten Baß bis hinauf in den höchsten Diskant.

„Hörst Du? Ich hatte Recht! Ich wußte es ja, es kommt Besuch ins Haus!" brach die Alte plötzlich wieder das Schweigen.

„Was gibt's denn, Mutter?"

„Hufschlag!"

Heinrich lauschte gespannt auf.

Wahrhaftig. Es klang wie der Schlag eines galoppierenden Pferdes durch die anbrechende Sturmnacht.

Jetzt war es deutlich vernehmbar. Im selben Augenblicke heulte Teß wütend auf und fast gleichzeitig sprengte ein Reiter mit hastender, nervöser Eile auf den Gutshof.

Heinrich sprang hinaus und rief dem Hunde ein paar herrische Kommandoworte zu, worauf das Tier herankam und winselnd und knurrend seinen Herrn umkreiste.

„Wer da?" rief Heinrich dem Reiter zu.

„Ich bin's, Heinrich!" kam eine Stimme zurück, der man Erschöpfung und Aufregung anhörte.

Mit zwei Sätzen war Heinrich heran.

„Hier, nimm mir erst mal die junge Baroneß ab!" bat der Reiter und reichte dem Freunde vom Pferd herab ein Mädchen von drei Jahren, das er sorgsam in seinen Mantel gehüllt hatte.

Plündernde Kosaken.

„Um Gottes Willen, Werner, was hat's gegeben?" fragte Heinrich.

„Gleich, gleich!"

Er glitt aus dem Sattel und klopfte dem braven Tiere, das mit fliegenden Flanken und schäumendem Maule stand, den Hals.

Das Gesinde war neugierig in den Hausflur getreten. Willy hatte die Laterne angezündet.

„Führe den Fuchs in den Stall und reibe ihn gut ab. Ich sehe dann selbst nach," befahl der Verwalter dem Hütejungen. „Vor zwei Stunden bekommt er kein Futter!"

Er warf dem Jungen die Trense zu und führte den erschöpften Freund ins Haus.

„Jesus Maria, der Schloßverwalter von Minrunsken!" rief die Alte. „Und die arme kleine Baroneß. Es wird doch kein Unglück gegeben haben!"

„Unglück genug!" entgegnete der Schloßverwalter. „Heinrich gib mir mal einen trockenen Anzug. Und morgen melde ich mich als Kriegsfreiwilliger!"

Er machte eine drohende Geste nach der Richtung, aus der er gekommen war, und wischte sich ein paar Tränen ohnmächtiger Wut von den Backen, die ihm in den bereits ergrauenden Bart rinnen wollten.

Heinrich hatte ihm trockene Kleidung gebracht und die Alte hielt das schauernde kleine Mädchen auf dem Schoße und gab ihm zu essen.

„Wo ist die Baronin?" fragte Heinrich gespannt.

„In den Händen dieser elenden Hunde!"

„In den Händen — wessen?"

„Kosaken!"

Die Antwort klang dumpf und traurig, wie der Schlag des Hammers auf einen Sarg.

„Ich will Euch erzählen," ergänzte der alte Schloßverwalter nach würgendem Schweigen.

„Ihr wißt ja, wie nahe der Grenze unser Schloß liegt. Wir waren uns wohl über die Gefahr einer russischen Einquartierung im klaren, waren aber trotzdem entschlossen, sie abzuwarten und nicht zu fliehen, weil wir uns sagten, daß jedenfalls mehr zu retten wäre, wenn die Herrin und das Gesinde ein wachsames Auge aufs Eigentum hätten. Gestern Nachmittag nun — ich war gerade überm Bücherabschluß — höre ich auf einmal Schießen, das immer näher kommt.

Zugleich höre ich die Stimme der Baroneß: „Werner! Werner!"

. . . Da habe ich auch schon ein halbes Dutzend Lanzenspitzen auf der Brust . . . (Seite 161.)

Ich rüber ins Herrenhaus. Die Baroneß kommt mir bleich, aber gefaßt entgegen.

„Werner! Gott sei Dank, daß Sie noch da sind!“ sagt sie. „Sehen Sie doch einmal nach, was das Gewehrfeuer zu bedeuten hat. Es scheint in der Gegend vom Bühlbruch zu sein und näher zu kommen!“

Ich raus, ohne Hut und Rock, denn ich hatte bei der gestrigen Hitze in Hemdärmeln gearbeitet.

Ich denke: Nummer eins, Hoftor schließen und schiebe die schweren Türen ineinander.

Kaum habe ich abgeschlossen, donnert es wie mit Gewehrkolben gegen die Holzbohlen.

„Was ist denn los?“ frage ich.

„Machen Sie uns auf! Wir bringen einen Verwundeten!“

Die Baroneß kam selbst herab und gab Befehl zu öffnen.

Also auf. Bringen sie einen jämmerlich zerschossenen Leutnant rein. Kopf verbunden. Arm notdürftig mit zwei Zaunslatten geschient. Bein in der Binde. Durch den Verband sickert es rot.

Zwei Infanteristen führen ihn. Der eine hat auch schon was abgekriegt, Säbelhieb über die Stirn. Grausig sah er aus, war aber noch stark auf den Beinen.

„Wir bitten um ein Lager für unseren Leutnant!“

Natürlich! Selbstverständlich! In Frau Baroneß ihr Schlafzimmer!

Der arme Kerl kann nur noch mit den Augen zwinkern. Wie zwei verlöschende Lichter stehen sie ihm im blutigen Gesicht.

„Was bedeutet das?“

„Kosaken haben uns überfallen, große Überzahl. Wir sind nur Grenzwache!“ knirscht der eine Infanterist zwischen den Zähnen hervor.

„Werden sie rankommen?“

„Weiß nicht, aber höchst wahrscheinlich.“

Unterdeß kommt die Schießerei näher. Ich unterscheide deutlich den heftig, kurz absetzenden Knall unserer deutschen Gewehre! Aber vereinzelt. Als Grundton immerzu das Rollen feindlicher Salven. Viele Dorfbewohner sind schon geflohen. Einige Weiber kommen mit ihren Kindern in unseren Schloßhof. Manche suchen sich hinter Spalierobst und Efeuhecken des Parkes zu verkriechen.

In der massiven Feldscheune, die der Herr voriges Jahr an der oberen Dorfgrenze errichten ließ, haben sich unsere Braven festgesetzt. Ich kann es vom Dachfenster aus deutlich erkennen, daß dort ein heißer Kampf tobt.

In wenig Minuten sind Schießscharten in den Mauerkranz gebrochen. Sie lassen die Feinde oft bis auf 200 Meter rankommen. Dann kracht es wie aus einem einzigen Gewehr, so exakt, und eine Reihe der Eindringlinge bricht zusammen.

Mein Herz jubelt! Könnte ich dabei sein! Man ist eben doch auch Soldat gewesen.

Jetzt bekomme ich auch das Gesindel näher zu sehen. Kosaken, klein, struppig auf ihren breitmäuligen Gäulen.

Verfluchtes Ungeziefer! Aber sie holen sich tüchtige blutige Köpfe, können nicht rankommen.

Da sehe ich ein paar solche Lausekerle seitab in Deckung hinter dem Kiefernhölzchen davonreiten. Bald darauf kommen sie jenseits der Scheune wieder zum Vorschein.

Hatte mirs schon gedacht!

Und die armen Kerle da drinnen sitzen wie die Maus in der Falle, bemerken nichts von der Umzingelung. Aber Teufelskerle! Wie die schießen! So ruhig, wie auf dem Scheibenstand!

Der Wind liegt auf uns zu. Wir bekommen deutlich Pulverrauch in die Nase. Von Zeit zu Zeit höre ich in einer augenblicklichen Pause deutlich das deutsche Kommando: „Feuer!"

Und dann kriegens die Bestien. Sie stoßen allemal einen wahren Indianerschrei aus.

Jetzt haben sich die von hinten herangeschlichen. Wenn ich nur schreien könnte, daß man es drüben hört. Aber bei dem Höllenspektakel! Gott bewahre, gar nicht möglich!

Richtig, die Hundekerle sind mit Brandgranaten versehen und schmeißen die ganze Bude in Brand. Na, nun Bajonette auf! Ich habe weiter nichts unterscheiden können in dem tollen Handgemenge und Durcheinander, aber ich glaube nicht, daß da einer unserer braven Burschen rausgekommen ist. Ich muß jetzt in den Hof, denn die Bande hämmert wie toll an das Tor und schmeißt uns ja wohl auch die ganze Steinfassade zusammen, wenn wir nicht schnell öffnen.

„Um Gottes Willen, Werner, öffnen Sie!" ruft mir die Baronin zu.

Ich also runter, Tor auf.

Da habe ich auch schon ein halb Dutzend Lanzenspitzen auf der Brust.

Ein Offizier hält mir zum Überfluß noch den Revolver vor den Schädel.

„Sind hier Soldaten?" fragt er.

„Volle Wahrheit sagen!" bittet mich leise die Baronin.

„Drei Verwundete!" sagte ich.

„Wer ist Herr dieses Schlosses?"

„Ich bin die Herrin!" sagt unsere gnädige Frau und tritt auf den Offizier zu. „Ich bitte um Schonung für Leben und Eigentum meiner Leute!"

Der Offizier lacht roh auf, zieht aber seinen Revolver zurück.

„Aus Ihrem Hause ist geschossen worden!" schreit er, als wäre er plötzlich verrückt geworden, auf unsere arme Frau ein.

„Das ist nicht wahr! Aus diesem Hause ist nicht geschossen worden!" sage ich, empört über diese gemeine Anschuldigung.

Er springt vom Pferd, läßt mich und die Frau zwischen eine Patrouille nehmen und uns vor sich her in das Herrschaftshaus führen.

Mittlerweile hat die Schießerei aufgehört, dafür hat sich der ganze Schloßhof mit Kosaken gefüllt. Einige Weiber kreischen, weil sie von den Hunden gequält werden und Kinder heulen dazwischen. Wir werden zunächst in das Bibliothekszimmer des Herrn geschafft.

Geld wollen sie haben, und weil sie das nicht sofort finden, werfen sie die kostbaren Bände von den Regalen, zerfetzen die Wandgemälde, teure Originale in Öl, zerschmeißen die Büsten, hauen den Kronleuchter in Scherben und brüllen dabei wie unsinnig durcheinander.

Unserer guten Frau stehen die Tränen in den Augen. Ich kann mich kaum beherrschen, so einem Hunde den Schädel einzuschlagen.

„Mark, Mark!" schreien sie fortwährend auf mich ein, denn sie scheinen mich für den Hausherrn zu halten. Mir kommt ein rettender Gedanke, um die Quälgeister von der armen gnädigen Frau abzuziehen.

Ich kann sie in meine Stube führen, denke ich, dort steht die Panzerkasse, nichts drin, vorgestern sind die Beträge an die Landesbank in Berlin abgegangen. Ich schwadroniere also auf die Kerle los, daß ich ihnen vielleicht Geld verschaffen kann. Sie verstehen mich und folgen mir in die Verwalterstube.

Da steht die Panzerkasse.

Einer von der Bande spricht etwas deutsch.

„Schlüssel!" verlangt er.

„Habe ich nicht, hat Pan Baron mitgenommen!" sage ich.

„Aufmachen!" schreit mich der stinkende Teufelskerl an.

Ich zucke die Achseln und deute auf ihr Bajonett und sage: „Aufmachen!"

. . . Ein paar Schüsse knallen hinterdrein, treffen aber nicht . . . (Seite 166.)

Vier, fünf Kerle springen hinzu und fangen an, ihre Seitengewehre als Brecheisen zu verwenden. Sie plagen sich, daß ihnen der Schweiß von der Stirn läuft. Damit ich ihnen nicht entlaufe, binden sie mich an den Fensterwirbel fest.

Das Mikroskop des Herrn, das von einer Reparatur abgeholt, noch bei mir steht, scheint sie besonders zu interessieren.

Sie betrachten es von allen Seiten und gucken hinein.

„Was ist sich das da?" fragt da einer.

Ich denke bei mir: „Mikroskop?", das kennen die nicht, sage also Fernrohr.

Aber das war dumm, denn wie sie das Wort Fernrohr hören, werfen sie es zu Boden, um das teure Instrument zu demolieren.

Ich will es meinem Herrn retten und sage:

„Laßt's doch ganz, es ist sehr teuer!"

Aber der ungebildete Lump von Kosakenoffizier meint, man könne damit gar die ganze russische Armee beobachten und fängt an, den Tubus mit allen Nebenapparaten am Boden zu zertrampeln.

Nach zwei Stunden haben sie die Panzerkasse erbrochen.

Leer! Das war mein Triumph, ihr Schurken!

Unterdessen haben sie drüben die Branntweinbrennerei entdeckt.

Mit Gewehrkolben brechen sie die Türen auf und saufen den 90grädigen Spiritus wie Wasser hinein.

Na, denke ich, das kann gut werden.

Bald wimmelt der ganze Hof, das Haus, die Stallungen von stockbetrunkenen, brüllenden, taumelnden Kosakenlümmeln, ganz junge Kerls drunter.

„Rosa, Minna, Grete!" rufe ich, denn ich weiß schon, jetzt wird es über die Mägde hergehen.

Als keine Antwort erfolgt, gehe ich selbst nachsehen. In der Mägdestube finde ich die Grete. Das Mädel ist halbtot vor Schreck und steckt zitternd und heulend zwischen Bett und Fensterwand geklemmt.

Ich rufe ihr ein paar ermutigende Worte zu und sehe nach der Minna. Die hat sich in der Herrschaftsküche in den Besenschrank gedrückt, nachdem sie von drei der betrunkenen Schweine furchtbar mißhandelt worden ist.

„Herrgott," fährt es mir durch den Sinn, „diese Teufel sind imstande, sich an der gnädigen Frau zu vergehen!"

Ich springe also nach dem Herrenhaus, Stufen rauf, Türe auf.

Drinnen Johlen, Schreien, Poltern, Krachen.

Schon bin ich im Empfangsraum. Hier ist ein wahrer Hexensabbath losgelassen.

Der große Pfeilerspiegel liegt in Splittern am Boden, die Möbel kurz und klein geschlagen, die Fächer und Türen erbrochen, die kostbaren Schnitzereien zertrümmert, der Teppich zerfetzt. Selbst die Tapeten sind herabgerissen, denn die Buben suchen an allen Orten nach Geld.

In den anderen Räumen sieht es ebenso aus.

Alles, was einem Wertgegenstand ähnlich sieht, wird mitgenommen. Was die Räuber nicht mitnehmen können, wird in kleine

... er ist gerade dabei, etwas Zucht unter die besoffene Horde zu bringen ... (Seite 166.)

Stücke zerrissen und an die Erde geworfen. Die Betten liegen aufgeschlitzt umher, die Federn wirbeln durchs Fenster. Die Kronleuchter sind in Scherben verwandelt. Mit einem Worte: eine grauenvolle Wüste.

Manche Räume kann man nicht mehr betreten.

Ich gelange endlich ins Toilettenzimmer der Frau.

Da sitzen zwei von den Kerlen und bewachen die Ärmste, und wie ich näher herantrete, sehe ich, daß die Unholde unsere gute Frau an den Ofen gebunden haben. Mein erster Gedanke ist, ihnen den Schädel einzuschlagen. Die Frau Baronin scheint mir meine Empörung anzumerken.

„Um Gottes Willen, Werner, tun Sie nichts! Es wird bloß schlimmer. Retten Sie die Baroneß! Rosa hat sich mit ihr im Milchkeller versteckt."

„Erst müssen Frau Baronin raus aus dieser Hölle. Ich werde mich an einen Offizier wenden," sage ich. „Das ist nicht Krieg, das ist gemeinster Raubanfall."

Ich also wieder in den Hof herab. Habe auch Glück. Ein russischer Infanterie-Regiments-Kommandeur, der eben erst eingetroffen zu sein scheint, ist gerade dabei, etwas Zucht unter die besoffene Horde zu bringen. Einige von ihnen wälzen sich bereits wie die Schweine an der Erde, kaum noch fähig, vor ihrem Vorgesetzten aufzustehen.

Der hat sofort den Ursprung ihrer Trunkenheit erkannt. Er macht mit Energie und Umsicht dem Treiben ein schnelles Ende. Er läßt die Fässer in der Brennerei aufschlagen und den ganzen Vorrat ausrinnen. Rund 1000 Hektoliter Spiritus! Ein richtiger Bach. Ich glaube, die ganze Umgebung muß jetzt noch nach dem Zeug riechen.

„Das ist dein Mann," denke ich und mache mich an ihn. Ich erzähle ihm, wie die Kosaken oben gehaust haben und daß sie die gnädige Frau wie einen Banditen angebunden hätten.

Er spricht leidlich Deutsch und versichert mir, sich darum zu kümmern.

Ich gehe schnell in den Milchkeller. Da sitzt die Rosa im Kühlbottich und tröstet das Kind.

Ich schnell hinüber in den Pferdestall. Der Fuchs und die Liese sind noch da und bei voller Frische. Ich mache den Fuchs sattelfertig und gehe hinauf, um der Frau Baronin zu sagen, daß ich mit ihrem Töchterchen zum Verwalter nach Oletzka reiten werde und dann wieder zu ihren Diensten zurückkehren will. Als ich eintrete, sehe ich gerade, wie der Kommandant die Fesseln durchschneidet und die Kerle anherrscht.

Was sie sagen, verstehe ich nicht, sehe aber an Mienenspiel und Gebärde, daß er ein Verhör mit ihnen anstellt, und daß sie immerfort behaupten, es sei aus dem Schlosse geschossen worden.

„Ich versichere Sie dessen, daß es unwahr ist," springe ich ein. „Aus diesem Hause ist kein einziger Schuß gefallen. Sie brauchen bloß einen Vorwand zu ihrem Zerstörungswerk."

„Ich glaube Ihnen," sagt der Russe sehr höflich zu mir.

Dann wendet er sich an die Baronin.

„Leider muß ich Sie als Herrin des Schlosses trotzdem in Gewahrsam halten, bis eine Untersuchung abgeschlossen ist. Sie haben

aber nichts zu befürchten. — Es ist eben Krieg," setzt er mit bedauerndem Achselzucken hinzu, setzt sich nieder, schreibt ein paar Worte auf ein Papier und gibt es unserer Frau.

Sie dankt ihm, ich erstatte ihr schnell Bericht, daß ich jetzt mit der kleinen Baroneß abreiten werde. Sie reicht mir die Hand und ich gehe mit dem Gelöbnis im Herzen, wiederzukommen.

Im Milchkeller nehme ich das Kind, schlage meinen Mantel um die Kleine. Dann sitze ich auf. Der Fuchs wie der Teufel an der Kosakenwache vorbei die Dorfstraße hinaus. Ein paar Schüsse knallen hinterdrein, treffen aber nicht. Feuer- und Rauchsäulen steigen hinter mir auf, als ich das erste Mal halte und zurückblicke. Die Mordbrenner haben mehrere Gehöfte in Brand gesteckt. —

So bin ich drei Stunden geritten.

Was soll ich nun anfangen?"

— — — Er lehnte sich erschöpft zurück. —

Statt aller Antwort verließ Heinrich die Stube und trat auf den Hof.

Das Unwetter hatte nachgelassen, eine stille Mondscheinnacht war an Stelle des rasenden Sturmes getreten.

Er rief Willy aus der Gesindestube zu sich.

„Du fährst in 10 Minuten nach dem Bahnhofe. Eile Dich, Du mußt den 11 Uhr-Zug erreichen. Hier hast Du Geld. Löse zwei Karten nach Königsberg und bringe die Altmutter und die Baroneß bis ans Kupee. Also eile Dich, ich will anschirren."

Heinrich zog den leichten Steirerwagen aus dem Schuppen, schirrte die beiden Rappen an und ging dann wieder ins Haus zurück.

„Mutter, Du fährst heute noch mit der Baroneß nach Königsberg und wohnst einstweilen beim Christoph. Ich packe Dir das Notwendigste in den Handkoffer."

Er handelte mit solcher Bestimmtheit und Ruhe, daß die Mutter ihm nicht widersprach.

„Und wir?" fragte Werner.

„Wir sprechen dann über das weitere. Ich verlasse das Gut meines Herrn nicht!"

Draußen knallte Willy mit der Peitsche.

Mutter und Sohn nahmen schnell Abschied, und die Alte stieg mit dem schlafenden Kinde ein.

„Auf Wiedersehen, Mutter, in besseren Tagen! Und laß die Schwarzen ausgreifen, Willy!"

Die Tiere zogen an. Der flackernde Schein der Wagenlaterne huschte über die aufblitzenden Pfützen dahin, und im nächsten

Augenblicke bog der Wagen in die Chaussee ein und die Räder rollten ferner und schwächer.

Aufatmend trat Heinrich wieder in die Stube.

„So! Was wir nun tun? Ich glaube, wir können unserem Herrn nicht besser dienen, als wenn wir die gnädige Frau in Sicherheit bringen."

„Meine Meinung auch!" sagte Werner.

Sie nahmen die Gewehre an sich und verließen das Haus. Heinrich ging hinüber nach der Gesindestube und benachrichtigte die Leute von seinem Vorhaben.

„Lauft mir nicht weg vom Hofe. Wenn ich morgen Abend nicht zurück bin, dann bringt Euch in Sicherheit. Bis dahin kann Euch nichts passieren. Vergeßt auch das Vieh nicht!" —

Nun schritten die beiden Männer in die Nacht hinaus.

„Wir wollen bei dem russischen Kommandanten vorstellig werden; ist da nichts auszurichten, dann bin ich gesonnen, unsere Frau mit Gewalt zu befreien."

Sie schritten rüstig aus, dabei vorsichtig um sich spähend. Hin und wieder hörten sie in der Ferne eine Dorfuhr schlagen oder das Gebell eines Hundes.

Gut, daß sie die Gegend so genau kannten.

Zweimal mußten sie sich in das Buschwerk verkriechen, um eine Kosakenpatrouille vorbeireiten zu lassen.

Endlich erreichten sie morgens gegen 4 Uhr das Schloß.

Der Tag erhob sich bereits im Osten, und der Mond stand als blasses Rund am Himmel.

Schon seit einer halben Stunde hatte ihnen der leichte Ostwind Brandgeruch zugetrieben. Die Männer hatten sich bedeutungsvoll angeblickt und ihre Schritte noch mehr beeilt.

An einzelnen Stellen des Dorfes standen schwärzliche Rauchfahnen über den Gehöften, und hie und da schossen noch Flammengarben auf. Knisternd und sprühend schlichen die Brände im Gebälk der Bauernhäuser umher.

Auch die Wirtschaftsgebäude um das Herrenhaus wiesen bloß noch geschwärzte Brandruinen auf. Aber das Schloß selbst stand noch Gott sei Dank!

Als sie sich an das Gehöft heranpirschten, kroch ein menschliches Wesen aus einem Haufen nassen Strohes, das da am Wege lag und kam auf sie zu.

„Herr Verwalter! Gott sei Dank, daß Sie wiedergekommen sind."

„Wo ist die gnädige Frau?"

. . . Als sie sich an das Gehöft heranpirschten, kroch ein menschliches Wesen aus einem Haufen nassen Strohes . . .

„Ich weiß nicht. Ich habe mich versteckt, als sie die Minna aus dem Keller hervorgezogen haben. Das ganze Gesinde ist mit dem Vieh in den Stall gesperrt worden und dann haben sie ihn an allen vier Ecken angezündet. O, das Schreien vergeß ich mein Lebtag nicht."

Das Mädchen preßte die Hände vor die Ohren, als ob das wahnsinnige Angstgeschrei der Gefolterten noch immer ertöne.

„Was ist aus ihnen geworden?" fragte Werner.

„Als die Flammen zum Dache herausschlugen, haben sie die Tore wieder geöffnet, da sind alle wie wahnsinnig herumgesprungen und davongelaufen, und die Kosaken haben hinter ihnen hergeschossen. Das Vieh ist jämmerlich verbrannt und die alte Siebert und ihre Tochter sind auch nicht herausgekommen. O weh, o weh!"

„Und wie sieht es jetzt aus?"

„Die meisten sind nach Mierumsken abgezogen, ein paar sind noch drin. Ich weiß nicht ob die gnädige Frau noch lebt. Aber tun Sie die Flinten weg um Gottes Willen. Sie schießen sonst gleich auf Sie, sobald Sie in den Hof treten."

„Hm! Sie hat Recht," sagte Heinrich zu Werner, „und schnell handeln müssen wir, sonst wirds am Ende zu spät!"

Er zog sein weißes Taschentuch hervor und schwenkte es gegen die Wache, als sie auf den Hof traten.

Die Kosaken ließen sie herankommen.

Heinrich, der durch seinen jahrelangen Aufenthalt an der Grenze des Russischen mächtig war, führte die Verhandlungen.

„He, Soldaten," sprach er die Wache an, „es war Zeit, daß Ihr endlich gekommen seid. Ich bin Russe so gut, wie ihr, und der Boden wurde mir doch zu heiß unter den Füßen. Aber nun macht die Sache weiter so und haltet Euch hier nicht lange auf. Die Deutschen haben Euch in eine Falle gelockt. Ich habe Euch gestern früh herausgeholfen, als ich Eure Abteilung da hinter dem Gehölz herum an das Straßengehöft führte."

Die Kosaken horchten auf, als sie das in ihrer Muttersprache hörten. Ja, von dem Kampf um das Straßengehöft und der Umzingelung der deutschen Grenzschutzabteilung hatten sie gehört.

Einer von ihnen argwöhnte trotzdem.

„Und der da?" fragte er, auf Werner deutend.

„Ist ein Spion!" flüsterte ihm Heinrich ins Ohr.

„Er steht in unseren Diensten?"

„Hast Du ihn nicht gestern persönlich mit Eurem Kommandanten herumlaufen sehen?"

„Ja, ich erinnere mich!"

Russenlager bei Tilsit.

„Nun also! Er kommt eben in seinem Auftrage zurück. Ihr sollt dem Kommandanten die Frau des Schlosses durch eine Abteilung zuschicken. Er will sie als Geißel behalten, weil aus dem Schlosse geschossen worden ist. Sie ist verdächtig. Bindet ihr die Hände und gebt uns als Ausweis ein oder zwei Berittene mit. Der Kommandant wohnt jetzt etwa zwei Stunden jenseits des Wäldchens da."

„So, jetzt scheint der Kitt zu halten," flüsterte er Werner zu, der von der ganzen Unterhaltung nichts verstanden hatte, als einer der Bande die Schloßtreppe hinaufstürzte, um die Baronin zu holen.

„Sage ihr, daß sie mich nicht kennen darf und ruhig sein soll," fügte er leise hinzu.

Die gnädige Frau kam, von zwei Kosaken begleitet, die ihr ein Seil um die Hände gelegt hatten.

Als sie ihrer beiden Verwalter ansichtig wurde, wollte sie eine Frage an sie richten.

Werner kam ihr zuvor, blinzelte ihr mit den Augen zu und tat als ob er die Seilfessel untersuchte. Dabei flüsterte er ihr rücklings zu:

„Uns nicht kennen! Ruhig bleiben!"

Heinrich sah sie finster an, stieß ein paar russische Flüche auf die Deutschen aus und bat um einen Reiter, der ihn legitimieren sollte.

Bald saß einer von der Bande zu Pferde. Heinrich und Werner nahmen ihre gnädige Frau in die Mitte und fort gings.

Wohin, das wußten sie selbst nicht. Erst einmal weg von diesem Orte der Greuel.

„Sprichst Du deutsch?" fragte Heinrich den Kosaken. Der ritt weiter, als wäre die Frage nicht an ihn gerichtet. „So, wir können uns also ungeniert unterhalten, der versteht uns nicht. Gnädige Frau, es war der einzige Weg, Sie zu retten. Seien Sie unbesorgt, die Baroneß ist bereits in Königsberg in Sicherheit bei meinem Bruder und unter der Obhut meiner Mutter."

„Ich danke Ihnen, es war meine einzige Sorge!"

Nun gib acht, Werner. Wir müssen diesen Kosakenhund unschädlich machen. Wenn ich Dir einen Stoß gebe, entreiß ihm die Büchse. Ich fasse ihn dann."

Sie schwiegen und gerieten in immer einsamere Stellen des Kiefernwaldes.

Plötzlich gab Heinrich Werner das verabredete Zeichen. Mit einem Griffe hatte Werner dem Kosaken die Büchse entrissen, die ihm am Riemen in der Hüfte hing. Im selben Augenblicke packte Heinrich den Reiter im Kreuze und zerrte ihn mit einem Rucke vom Pferde herab.

. . . Heinrich packte den Reiter im Kreuze und zerrte ihn mit einem Ruck vom Pferde herab . . .

Der erbärmliche Kerl fing an zu jammern.

„Halts Maul," herrschte ihn Heinrich an, „es geschieht Dir nichts, ihr Räuber seid das Pulver nicht wert."

Sie banden ihn mit den Fesseln der Frau, stopften ihm einen Knebel in den Mund, daß er nicht schreien und doch durch die Nase atmen konnte und ließen ihn liegen.

„Abtun mag ihn ein anderer!" meinte Werner.

Die Frau Baronin war ganz erschöpft, und durch die Aufregung der letzten 24 Stunden mächtig angegriffen.

„Wir müssen erst einmal ruhen," schlug Werner vor. „Zwanzig Minuten von hier ist ein Waldwärterhäuschen, dort werden wir ein Lager für die gnädige Frau finden."

Die beiden treuen Männer stützten ihre Frau und kamen endlich, selbst erschöpft, vor dem Hause des Waldhüters an.

Sie wunderten sich, daß die Scheiben eingestoßen waren.

„Der Sturm der vorigen Nacht!" meinte Heinrich.

„Oder Kosaken?" entgegnete Werner.

Leises Stöhnen schlug an ihr Ohr.

Sie traten ein.

Da saß die alte 75jährige Mutter des Waldhüters am Tische und hatte die Hand in die Schürze gewickelt. Es war nichts aus ihr herauszubringen. Sie stöhnte nur leise und schwach vor Schmerz.

Die Baronin wickelte vorsichtig die Hand aus, und stieß einen Entsetzensschrei aus. Ein 6 Zentimeter langer rostiger Nagel stak im Fleisch, diese Teufel hatten die alte Frau damit an den Tisch genagelt.

„Wo ist denn der Waldhüter?"

Die Alte wies wimmernd nach der Küche.

Die Tür ging schwer auf, Heinrich mußte Gewalt anwenden. Als sie endlich nachgab, fand er den Waldhüter an der Innenseite der Tür gekreuzigt.

„Gestern! Gestern!" wimmerte die Alte.

Die beiden Männer lösten den Unglücklichen von seinen grausigen Fesseln, und während die Baronin sich um die alte Frau bemühte, begruben sie den Waldhüter hinter seiner Hütte unter einer Rotbuche.

Als Heinrich dabei einmal aufsah, war es ihm, als hätte er Äste knacken hören. Aber er hatte sich wohl getäuscht.

Es war jetzt heller Mittag, und die Sonne schien golden in den Wald hinein.

Aber da war auch das Geräusch wieder, so, als ob jemand behutsam auf dürre Zweige tritt, um sich nicht zu verraten.

Und jetzt — das Herz klopfte den treuen Männern vor freudiger Erregung — jetzt sahen sie zwei feldgraue Uniformen sich von Stamm zu Stamm heranpirschen.

„Heda, gut Freund hier!" rief Heinrich den beiden zu.

Da kamen sie heran, deutsche Ulanen, Deutsche!

„Grüß Gott!"

Ach, wie das klang!

„Hier gibt's Arbeit für Euch, wackere Jungs!"

„Wissen schon! Wir sind als Schleichpatrouille ausgeschickt, das Gros steht nordwärts. Morgen sind sie flankiert und dann geht's los!"

„Wie weit sind Eure Stellungen vorgeschoben?"

„Eine halbe Stunde nordwärts liegt ein starkes Wachkommando."

„Wir haben eine Dame bei uns. Wozu ratet Ihr?"

„Wartet nur hier. Am Nachmittag kommen zwei Divisionen Infanterie und Fußartillerie."

Die Baronin war überglücklich, als sie das hörte.

Die Nachmittagsstunden vergingen langsam.

Gegen 4 Uhr tauchten die ersten feldgrauen Helmspitzen auf. Der Regimentsstab belegte die Waldhüterhütte als Quartier. Der Divisionsgeneral ließ sich der Baronin vorstellen. Es ergab sich, daß er und ihr Gemahl zusammen auf Kriegsschule zu Königsberg gewesen waren.

Er stellte einen seiner Autowagen zur Verfügung, und am Abend bereits waren die Baronin und ihre Retter in Königsberg, wo sich Mutter und Kind wiederfanden.

Am nächsten Tage schlugen die ersten deutschen Granatengrüße in das Kosakenlager und nach vierstündigem Kampfe waren die Mordbrenner des Zaren zusammengehauen und ließen 4000 Tote und 11000 Gefangene an der Stätte ihrer Greuel zurück.

Du mein Ostpreußen!

Von Maria Schade-Königsberg.

Zehn Monate ist der Sturm des Krieges über Deutschland dahingebraust. Wo hat er am furchtbarsten gewütet? In Ostpreußen! Gleich zu Anfang, als den geschützten, im Herzen des Reiches gelegenen Orten das Gekommene noch wie ein Traum er-

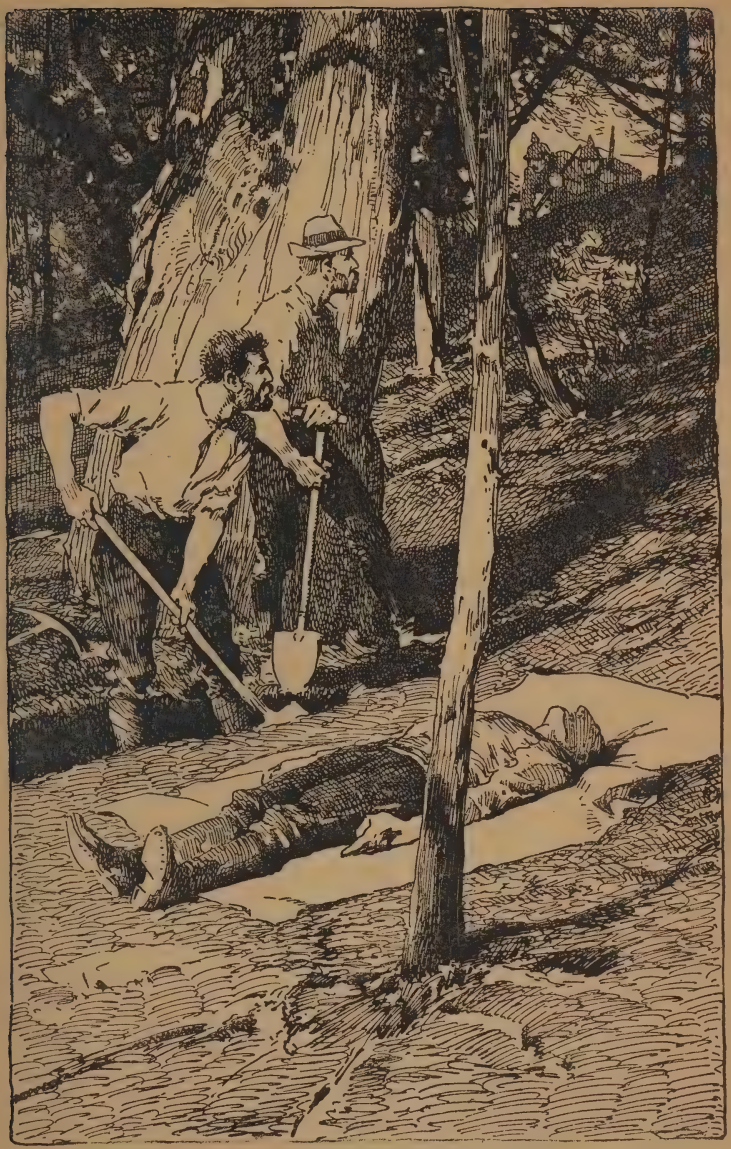
schien, setzte bereits die gewaltige Wirklichkeit mit allen Schrecken in Ostpreußen ein.

Abschwangen ... Ein kleines Kirchdorf im Frieden seiner Felder, eine stille fleißige Gemeinde. Da bricht es über die Grenze ... Kosaken. Alle Roheiten, alle Greuel, die der Krieg entfesselt, hier haben sie getobt. Die Hälfte der schuldlosen Bewohner dieses unglücklichen Ortes niedergemacht. In der Augustsonne leuchtet der Turm des Kirchleins. Da ist Friede, da ist Schutz. Die Verfolgten flüchten vor den heiligen Altar, zu dem Bilde des Erlösers. Aber die unmenschlichen Feinde schrecken nicht davor zurück, das Heiligtum mit Blut und Schande zu beflecken.

Diese erste große Untat hat sich ganz besonders in die Gemüter eingeprägt. Abschwangen ... Die friedlichen Bewohner Ostpreußens erzittern, wenn sie diesen Namen hören. Selbst die Soldaten, gewöhnt an das rauhe Handwerk des Krieges, sind heute noch von Schrecken erfüllt in der Erinnerung an jenes furchtbare Ereignis. So schreibt ein tapferer Wehrmann des Ostheeres aus dem Felde am 30. Januar 1915 anläßlich der Übersendung des Gedichts „Die Kirche von Abschwangen":

„... Wir sind schon seit Mitte August im Felde, darunter einige Monate Spaziergang im „heiligen" Rußland. Gegenwärtig liegen wir im Schützengraben östlich von Gumbinnen.

Ich war mit meiner Bitte an Sie herangetreten, mir Ihr tiefempfundenes Gedicht „Die Kirche von Abschwangen" zu übersenden, da wir seinerzeit bei der Verfolgung der Russen Abschwangen berührten und ich als Radfahrer Gelegenheit hatte, einige Zeit dort zu verweilen und das schier Unfaßbare nach den Erzählungen der zurückgebliebenen Bewohner im Geiste nochmals zu durchleben. Wir standen damals im Anfange des Feldzuges, wir hatten noch wenig erlebt, unsere Nerven waren noch frisch und unverbraucht und reagierten noch schärfer auf Eindrücke von außen, als heute, wo sie nach mancherlei Erlebtem abgestumpfter sind. Wir haben inzwischen viel sehen müssen, wofür das Wort „Untat" eine milde Bezeichnung ist, aber so mächtig im Innersten gepackt hat mich noch nichts wieder, als die Tat von Abschwangen. Ich war in der Kirche, ich sah in den Straßen die Hingemordeten liegen, ich sah einen Knaben, dessen verkohlte Unterarme zum Himmel ragten, ich hörte das herzzerbrechende Weinen der Frauen, ich sah aber auch, wie manchem robusten Landwehrmanne die Tränen aus den Augen stürzten. Ich stand lange Zeit in einer Ecke der Kirche und war unfähig, das alles zu erfassen. Ich war wie betrunken von alle dem, ich zitterte am ganzen Körper



. . . jetzt sahen sie zwei feldgraue Uniformen sich von Stamm zu Stamm heranpirschen . . . (Seite 175.)

und war nicht imstande, mich aufs Rad zu setzen. Nicht daß diese Ärmsten sterben mußten, sondern wie sie zu Tode gebracht worden sind, ist es, was mich monatelang in tiefster Seele ergriffen hat. Ich habe mir oftmals die Frage gestellt: Wie ist es möglich, daß Menschen und mögen sie noch so gefühlsroh sein, die aber doch selbst irgendwelche Angehörige haben, eine solche Tat begehen können?

Ich bin ja später noch Zeuge mancher Abscheulichkeit gewesen, habe Verwundete mit nachträglich zugefügten entsetzlichen Verstümmelungen gesehen und auch manche andere, jeder Menschlichkeit Hohn sprechende Tat der Russen erlebt: nichts hat mich aber so mitgenommen als diese erste Untat.

Und doch schilt man uns „Barbaren"! Und behandeln wir nicht die Gefangenen, die derselben Nation angehören, die die Tat von Abschwangen auf dem Gewissen hat, trotzdem wie rohe Eier? Kaum sind sie eingeliefert und untergebracht, wird auch schon Sorge dafür getragen, daß sie ja warmes Essen bekommen.

Ich habe immer menschlich gedacht und ein heißes Mitleiden mit jedem Verwundeten, mag er Deutscher oder Russe sein, gehabt, aber glauben Sie mir, es steigt oft bitter in mir auf. Man fragt sich doch: Warum heißt es nicht hier Auge um Auge, Zahn um Zahn? Auch das ist biblisch, wenn auch nicht neutestamentlich!"

— — Auf diesen ersten Sturm, der Ostpreußen erbeben machte, folgten andere, mehr oder weniger grauenvoll, aber immer ganze Ortschaften zertrümmernd, Familien entwurzelnd.

Hinausgetrieben in die Fremde, oft nichts mehr von ihren Lieben wissend, spähen und lauschen diese unglücklichen Opfer des Krieges doch nur immer nach der Heimat. Ob ihr Häuschen noch steht? Ob ihre Tiere noch am Leben sind? Ein großes Heimweh faßt sie. Zurück! Nur Zurück! Und wenn sie zurück dürfen — — was finden sie? — Wahrlich, es gehört eine starke Seele dazu, nicht nur die großen Schrecken des Krieges zu ertragen, sondern auch die scheinbar kleinen zu überwinden.

Da liegt der Brief eines Flüchtlings aus dem Kreise Oletzko vor mir. So schlicht, so alltäglich und doch so außergewöhnlich, so gewaltig, wenn man sich in das Herz des einfachen, bis jetzt ganz in der Stille, nur seiner Arbeit gelebten Landmannes hineindenkt.

„Geliebte Schwägerin,

ich will Dir doch auch mal herzlich eine Mitteilung unserer traurigen Zeit machen, denn es ist eine Zeit, die man gar nicht aussprechen kann, wenn man sich das zu Herzen nimmt, was man seit

Anfang des Krieges leiden mußte. Schon beim ersten Ausbruch hatten wir Kummer und Schmerz, beim zweiten aber noch viel mehr. Alle wurden zerstreut, so daß einer den anderen nicht finden konnte, wie die Schafe, die keinen Hirten haben. Liebes Augustchen, ich kann Dir das alles nicht aussagen, was man alles in der Fremde leiden muß. Wenn ich an meine Frau und den Kleinen dachte, wie viel Tränen wurden vergossen, und wie bat ich den lieben Gott, daß er uns wieder zusammen bringen möchte! Keinen Tag, auch keine Nacht habe ich in Ruhe verlebt. Aber der liebe Gott hat uns erhört, hat uns wieder zusammen gebracht. O, was war das für eine Freude, als ich bei meiner Familie eingekehrt bin! Unter Tränen wurde ich dort empfangen, und wenn ich auch nicht mit ihnen zusammen war, konnten wir uns doch alle Tage besuchen. Und nun bekam ich ein solches Weh nach der Heimat, habe sie alle wieder traurig hinterlassen, fuhr bloß selber auf meine Kosten, um die Wirtschaft nachzusehen. Dort oben wissen die Leute überhaupt von keinem Krieg, kennen keinen Russen. Meine Fahrt ist gar nicht so schrecklich gewesen, als ich hinter Lötzen kam, da zeigte sich das schreckliche Bild des Krieges. Endlich kam ich bis nach unserem Ort, es war schon später Abend, ich ging daher zum Schwager. Erst am nächsten Tage besuchte ich meine Wirtschaft. Die Häßlichkeit war sehr groß. Auf dem Hofe lag ein Meter hoch Dung. Den Roggen haben sie alles runter geschmissen und Bettmatratzen daraus geflochten. Wenn sie auch Stroh genug hatten, wurde doch der Roggen benutzt. Viel Getreide hatte ich auf dem Boden aufbewahrt, nichts mehr habe ich davon gefunden. Die Sau und die kleinen Ferkel haben sie gleich den ersten Tag genommen. Als ich aber in die Stuben rein kam, da ergriff mich ein großer Schreck. Alles schwarz wie ein Schornstein. Alle Türen vom Hofe sind in die Stuben reingetragen, auf Lage aufgerichtet und darauf Roggen aufgetragen. Ich wußte gar nicht, ob ich das aufräumen sollte, aber man muß sich doch die Mühe geben. Keinen Stuhl fand ich, kein Bett und keinen Tisch. Das ganze Möbel ist verbrannt, bloß der Mutter ihr Bett und zwei zertrümmerte Schränke fand ich. Schlafen mußte ich etliche Nächte beim Schwager, bis ich Ordnung geschafft hatte. Kochen konnte ich mir auch nichts, da der Kochherd vollkommen ruiniert. Ich mußte ihn erst aufsetzen. Das ist noch das einzige, daß man selber was machen kann. Die Nähmaschine fand ich auf dem Hofe. Aber wie? Bloß das Gestell ist noch da. Auf dem Gestell richtete ich mir eine Platte; so habe ich wenigstens einen Tisch. Die Küche und die große Stube habe ich gleich ausgeweißt, um anderen Geruch herein-

zubringen. Die Betten und die zwei Kisten Kleider, die ich vergraben hatte, sind alle weg. So habe ich garnichts mehr. Holz und Futter ist alles weg, auch die vielen Bretter, die ich mir so langsam besorgt hatte. In der kleinen Stube aber, das ist das Schlimmste. So hat überhaupt noch kein Mensch gehaust. Von Steinen haben sie einen Herd aufgesetzt zum Räuchern. Zwei Feuerkiven stehen noch drin. Es sieht beinah so aus, als hätten sie ein Bad abgehalten, um sich von Ungeziefer zu reinigen. Alles, was sie in den Stuben fanden, haben sie in den Keller reingeworfen und darauf Wasser gegossen. An zwanzig Scheffel Kartoffeln und Wruken sind so nichts als Dung. Wo nehme ich nur die Saat her? Aber ich denke, der liebe Gott wird für uns sorgen. Er hat uns bis jetzt geholfen vor den bösen Feinden zu entfliehen und uns beschützt vor den Greueltaten. „Wer nur den lieben Gott läßt walten!" Das ist ein Lied des Trostes und der Hoffnung. Man kann sich auch nicht viel in Gedanken vornehmen, denn es sind ja bloß alles irdische Güter. Nichts hat man reingebracht in die Welt, und nichts werden wir hinausbringen.

Liebes Auguschen, nun sitze ich wieder zu Hause und warte auf meine Familie. Leider ist nichts zu hören. Bin auch angesetzt zum Militär, weiß also gar nicht wie lange ich hier noch bleiben kann. Ich schließe mein Schreiben und wünsche Dir das Allerbeste vor Gott dem Vater.

Sei getreu bis in den Tod! F. K."

So ist der Sturm des Krieges von Ort zu Ort gebraust; alles hat er vernichtet. Nur eins konnte er nicht erschüttern: das Gottvertrauen. Leuchtend hebt es sich aus den Trümmern. „Nichts hat man reingebracht, und nichts werden wir hinausbringen." Welcher Sieg, welcher Triumph über das Irdische! „Sei getreu bis in den Tod!" Dieser große, dieser feste Blick in die Ewigkeit, hinauf nach der wahren Heimat, die kein Krieg zerstören kann! — —

Fast ist der Winter überstanden, da tobt noch einmal der Sturm in Ostpreußen: Memel!

Wie friedlich die Stadt daliegt! „Die Russen!" „Die Russen!" Der Himmel flammt. Was da sengend und mordend herantobt, ist kein Heer, eine Räuberbande ist es. Durch die nächtlichen Straßen wirbelt der Schnee. Eisige Kälte. In die Häuser dringt die Bande. Die Frauen, die Mädchen werden aus den Betten gerissen. Barfuß, nur bekleidet mit dem Nachtgewande treiben gewalttätige Kosaken

Russischer Raubzug.

diese unglücklichsten der Opfer des Krieges gleich einer Viehherde nach der Kaserne.

Dieser Anblick nimmt selbst den ruhig Denkenden die Besinnung. Fort! Nur fort! Irr vor Angst laufen Erwachsene und Kinder, notdürftig bekleidet, hinaus aufs Haff. Wo sind sie geblieben? Schneesturm und Dunkelheit haben sie auseinander getrieben ...

Mütter reißen ihre Kinder aus den Betten. Nur, daß die Unschuldigen nicht den Kosaken in die Hände fallen! Sie packen die Weinenden in kleine Wagen. Wohin? Wohin? Dorthin, wo kein Fremder den Weg weiß: in die Wüste der Nehrung. Tagelang irren sie im Schneesturm umher. Alles verweht, kein Pfad, kein Licht. Aber die Liebe, die Mutterliebe ist stärker als Eis und Sturm. Vor den von aller Sitte losgerissenen Menschen flüchtet sie zu den entfesselten Elementen. Lieber hier untergehen, als dort in Schanden gepeinigt werden! Im Wirbel des Schnees, im Toben des Sturmes verfehlen sie Schwarzort. Drei Meilen haben sie also schon in grausiger Flucht zurückgelegt. Wo sind sie? — Nur weiter! Weiter! Nidden ... Rossitten ... Sie sehen kein Dach, keinen Turm. Endlich — endlich kommen sie in Sarkau an ... Eine junge Mutter, die fünf Tage so herumgeirrt war, ihr Kind an der erstarrten Brust, bricht am schützenden Herd zusammen. Als sie die Augen wieder aufschlägt, irren ihre Blicke verständnislos umher. Sie sieht nichts als Schnee ... Sie ringt noch immer mit dem Sturm ... Kein Zureden hilft. Die Nacht in ihrer Seele bleibt. Mit Gewalt löst man das erfrorene Kind aus ihren Armen. Sie bringt man in eine Anstalt.

Das sind die am Ziele Angelangten. Doch die unterwegs Umgesunkenen? — — Der Schnee deckt sie zu. —

Ja, wie viel Qual, wie viel Leid hat der Schnee in Ostpreußen zugedeckt! Nun kam der Frühlingssturm. Der riß die schützende Decke hinweg. Da liegt der enthüllte Schrecken; unbarmherzig hell bescheint ihn die Sonne. — —

Die Kiesgrube von Schillehnen. Drei Monate hatten in dem kleinen Orte des Kreises Pillkallen die Russen unmenschlich gehaust. Eines Tages erschoß man ohne jeden Grund drei brave Hausväter und führte 252 Männer, Frauen und Kinder dieses unglücklichen Kirchspiels nach Rußland. Dann ergriff man wieder sechs Männer vor den Augen ihrer Angehörigen. Was war aus ihnen geworden? Gewiß schmachteten auch sie gleich den anderen in Sibirien. Die in Qual Zurückgebliebenen hatten so noch immer einen

Hoffnungsstrahl, ihre Lieben wiederzusehen. Mit dieser Hoffnung im Herzen flüchteten sie, denn die Kosaken verwüsteten den ganzen Ort.

Und was war aus den sechs Männern, alles Familienväter, über 50 Jahre alt, geworden? — Wohl hatten die Russen sie mit sich geschleppt, doch bald empfanden sie die Gefangenen als eine Last. Also fort mit ihnen. Der Zug kam gerade an der Kiesgrube vorüber. Man stellte die Wehrlosen an die hohe Kieswand. Die Kosaken legten an ... Die Schüsse krachten ... Sechs brave Familienväter sanken zur Erde. Noch einmal zuckten die Körper. Nur einer lag regungslos da. Es war ein Besitzer, dem die Kugel nicht die Brust, sondern nur den Ellbogen zerrissen hatte. Mit aller Kraft verbiß er den Schmerz und stellte sich leblos. Einem der Kosaken fiel diese ruhige Haltung auf. Er trat einige Schritte zurück und gab noch einmal Feuer. Doch der Schuß streifte nur den Kopf. Die Unmenschen glaubten nun, daß ihre Tat ganz vollbracht sei. Sie bewarfen die Leichen mit Schnee und eilten fort.

Da hebt es sich in dem Schnee — — — Ein Arm ... ein Kopf .. Unter unsagbaren Qualen gräbt sich der nur verwundete Besitzer mit der einen gesunden Hand aus seinem Grabe. Es ist unterdessen Nacht geworden. In der Dunkelheit schleppt er sich zu seinem Gehöft. Alles Trümmer ... Durch diese Trümmer steigt er in den Keller. Bebend vor Angst und Schmerz haust er hier tagelang einsam, gepeinigt von Hunger und Durst. Da hört er in der Ferne Schüsse ... ein deutsches Lied ... Mit letzter Kraftanstrengung verläßt er sein Versteck ... Die Unserigen nahen ... Er winkt ... Dann verliert er die Besinnung. Die Soldaten nehmen ihn auf. In einem Lazarett erwacht der Unglückliche. Wohl berichtet er von der Untat, der seine Freunde zum Opfer gefallen sind. Aber seine Rede ist verworren.

Da bricht der Frühlingssturm über das Land. Der Schnee schmilzt ... Frei liegen die fünf Gemordeten ...

Der Frühlingssturm brauste über das Land. Manch schauervolles Geheimnis der letzten Monate enthüllte er. Aber auch eine Gewißheit brachte er mit sich. In seinen Flügelschlägen jauchzt es: Sieg! Hebe nur das Haupt, gequältes Ostpreußen, ich reinige nun ganz deine liebe, vielteure Erde! —

Aus den Briefen eines Mitkämpfers im Osten.

Mitgeteilt von Pfarrer Just.

... Es ist doch anders gekommen, als wir es gedacht haben. Mit Jubel zogen wir aus, als wenn es zu einer Hochzeit ginge. In acht Tagen glaubten wir in Petersburg zu sein. Aber dann mußten wir an der Grenze Schützengräben machen und darin Tag und Nacht zubringen. Wir standen zuerst zehnfacher Übermacht gegenüber und hatten nur leichte Artillerie.

Die ersten Russen, die wir sahen, waren Kosaken. Auf ihren kleinen Pferden waren sie bald hier, bald dort. Wohin sie kamen, haben sie geplündert, die Häuser angesteckt, die Frauen totgestochen und ins Feuer geworfen. Bis Montag, den 10. August hielten wir die Kosaken für tüchtige Soldaten, seitdem verachten wir sie. Sie sind nur Räuber und Mordbrenner, aber keine Soldaten. Da waren wir nämlich linke Seitendeckung. Auf einmal sehen wir drei Schwadronen Kosaken auf uns zukommen. Wir waren bloß zwei Gruppen, 16 Mann, und glaubten uns schon verloren, schossen aber mit Todesverachtung. Als die Kosaken die ersten Schüsse bekamen, da rissen sie aus, was sie konnten. Gefangen hätten wir uns auch nicht nehmen lassen.

Russische Gefangene haben uns erzählt, daß die Kosaken einige Deutsche gefangen, ihnen den Bauch aufgeschlitzt und Salz und Pfeffer hineingeschüttet haben. Die sollten unsere Stellungen verraten. Das haben sie aber nicht getan und sind den grauenvollsten Tod gestorben. Darum haben wir beschlossen, wenn uns keine Kugel treffen sollte und wir umzingelt sind, dann schießen wir uns selber eine durch den Kopf.

Am Montag, den 17. August, hatten wir ein großes Gefecht. Das ist sehr blutig abgegangen. Die Kugeln fielen wie Regen auf uns. Ich hatte meine ganze Hoffnung aufgegeben. Von morgens früh bis nachmittags dauerte die Schlacht mit Kanonengebrüll und Kugelsausen. Ich sandte schon im Geiste meine letzten Grüße, aber Gott hat mich doch erhalten. Oft hat man Gott vergessen, jetzt aber kann man Gott erkennen. Ihr wißt gar nicht, was ein Mensch aushalten kann. Den ganzen Tag hatten wir nichts gegessen bis zum späten Abend, und dann das schwere Gepäck! Aber das schadet nichts, wenn bloß unser Vaterland bleibt, gerne geben wir das Leben hin.

. . . Als die Kosaken die ersten Schüsse bekamen, da rissen sie aus . . .

Wir sind aber doch zu schwach gewesen, und nun haben wir marschieren müssen. Meist immer in der Nacht. Das würde aber alles besser gegangen sein, wenn wir von Hause irgendeine Nachricht erhalten hätten. Aber auch nicht eine Zeile. Die Offiziere sagten uns, die Postsachen hätten verbrannt werden müssen, damit sie den Russen nicht in die Hände fielen. Das Schlimmste war aber der Anblick der Flüchtlinge. Da zogen sie an uns vorüber mit Leiterwagen und Schubkarren. Es war zu schnell gekommen. Sie hatten gegriffen, was ihnen in die Hände gefallen war. Die wertlosesten Gegenstände konnte man auf den Wagen sehen, und notwendige Gebrauchsgeräte hatten sie vergessen. Neben den Gespannen liefen öfters die Fohlen, und Kühe wurden hinterher getrieben. Die Beamten und viele Stadtleute sind auf der Eisenbahn geflohen. Die haben aber fast noch größere Angst ausstehen müssen. Ein Bahnwärter von der Grenze hat mir graufige Dinge erzählt. Als von den ersten eingedrungenen Kosakenpatrouillen berichtet wurde, haben sie abends kein Licht mehr gebrannt und kein Feuer im Herde angemacht. So haben sie eine ganze Woche lang kein warmes Essen in den Magen bekommen. Und ausgezogen hat sich auch niemand mehr. Die herzergreifendsten Auftritte spielten sich auf den Bahnhöfen ab. Da standen die Leute so dicht, daß kein Apfel zur Erde fallen konnte. Als der Flüchtlingszug erschien, gab es ein fürchterliches Gedränge. Einer schob den anderen. Da war auch eine Frau, die hatte ein Kind an der Hand und einen Säugling mit einem Laken auf den Rücken gebunden. Die wurde auch in den Zugwagen geschoben. Als sie auf der obersten Stufe war, stießen sie die Nachdrängenden. Vor ihr war aber ein Mann mit einem Tragkorbe auf dem Rücken. Ihr Oberkörper konnte also nicht ebenso schnell vorwärts kommen wie die vorgedrängten Beine. Sie hielt sich mit beiden Händen an der Türöffnung fest, um nicht zurückzufallen. Dabei ist sie aber doch zu weit nach rückwärts gekommen, das Kind ist aus dem Laken gestürzt, aber niemand hat es aufheben können, es ist zertreten worden, und die Mutter hat auch nicht mehr aussteigen können. Aber nur den kleinsten Teil hat der Zug mitnehmen können. Und nun ging ein Geschrei an, nicht nur aus Angst, daß die Russen unterdessen kommen könnten. Nein, im Gedränge sind die Kinder den Eltern abhanden gekommen, sind mit dem Zuge abgefahren, während die Eltern zurückbleiben mußten. Und niemand wußte, wo sie aussteigen würden. In jenen Tagen ist's vielen so gegangen, wie den Eltern Jesu nach dem Osterfeste. Haben auch die Kinder suchen müssen, und nicht nur drei Tage lang. Aber nachher, wenn sie sie gefunden

hatten, haben sie auch nicht vorwurfsvoll gefragt: „Mein Kind, warum hast Du uns das getan?“

Wenn wir aber diesen Elendszug an uns vorbeiziehen sahen, dann bissen wir uns auf die Lippen und gelobten: „Und wenn's den letzten Blutstropfen kosten soll, wir müssen's dem Feinde heimzahlen.“ Ich hätte es früher nicht für möglich gehalten, daß ich einem Menschen etwas zuleide tun könnte. Aber als ich diese Unglücklichen vorbeiziehen sah und daran dachte, daß es meinen Lieben in der Heimat ebenso ergehen könnte, da faßte ich mit wahrer Inbrunst mein Gewehr.

Am wehsten tut mir mein Herz, wenn ich an Neidenburg denke. In den ostpreußischen Städten war der größte Teil der Bewohner geblieben; denn die schlimmste Angst hatten alle vor den Kosaken, und die Kosaken können am wüstesten nur auf einzelnen Gehöften und Dörfern hausen, in den Städten hält auch das russische Heer mehr Ordnung. Als wir nun in Neidenburg einzogen, da freuten sich die Bewohner. Sie brachten uns Speise und Trank und dankten uns mit Tränen, daß wir ihnen Rettung gebracht hatten. Die Stadt war wie eine Festung eingerichtet. Wir mußten sie aber noch an demselben Tage verlassen; denn unsere Stellung war von einem Gutsbesitzer an die Russen verraten worden. Wir waren nur eine Division stark, die Russen drangen aber mit zwei Armeekorps vor. Und nun mußten wir die armen Neidenburger hilflos zurücklassen. Wir nahmen westlich von der Stadt eine feste Stellung ein. Jetzt mußte alles heimlich und vorsichtig gemacht werden. Wenn einer aus der versteckten Stellung austreten mußte, mußte er vorher den Helm abnehmen und den Rock ausziehen, damit ihn die Russen, wenn sie ihn etwa sahen, für einen Bauern halten sollten. Es kam aber zunächst nicht zur Schlacht. Wir lagen da bei einem Gute in der Nähe von O. Das Gut war ganz ausgestorben. Aber in den Ställen brüllte das Vieh. Einige Bullen hatten sich losgerissen, aber die meisten Kühe standen noch angebunden an der Krippe. Die mußten ja vor Hunger umkommen. Draußen liefen Kälber, Schweine und Hühner herum. Wir brauchten also nur zuzugreifen und zu schlachten. Und dabei mußten wir harten Hunger leiden. Schon seit drei Tagen bekamen wir kein Brot mehr. Wohin wir auch kamen, die Bewohner waren geflohen. Geld hatten wir genug, aber wir konnten uns nichts dafür kaufen.

Ich war auch dabei bei der großen Schlacht. Man nennt sie die Schlacht bei Tannenberg, aber es waren viele Orte, an denen gekämpft wurde. Wenn ich an diese Schlacht denke, dann muß ich

weinen; denn die Kameraden lagen rechts und links. Und das Geschrei! Einer schrie: „Schießt mich tot!" Der andere schrie: „Stecht mich tot!" Wir hielten zuerst im Walde. Das krachte und prasselte, als ob bei einem schweren Gewitter der Sturmwind die Zweige im Walde abbricht und Bäume ausreißt. Als wir aber aus dem Walde herauskamen, da flogen die Kugeln so wie zu Hause die Bienen beim Schwärmen. Da schrien die Zugführer immer: „Hinwerfen!" und „Sprung auf, Marsch, Marsch!" Ich wußte gar nicht wo mir die Sinne waren. Mit einem Male waren wir wieder in einem Gehölz. Wir schlichen uns an ein großes Gehöft, das vor uns lag. Da waren auch Russen drin. Wir umzingelten das Gehöft und schossen hinein. Vier Russen kamen heraus, die mußten sich ausziehen, damit wir sicher sein konnten, daß sie keine Waffen mehr bei sich hatten. Wir mußten aber weiter. Da kam der Befehl, das Seitengewehr aufzupflanzen. Das war der Sturmangriff. Ich weiß nur, daß wir Hurra schrien, und daß einige Meter vor den Schanzgräben die Russen ihre Gewehre wegwarfen und mit hochgehobenen Händen herauskamen. Viele hatten sich auch schon nackt ausgezogen und kauerten in den Ecken. Wir hatten 1600 Gefangene gemacht und vier Geschütze und sieben Maschinengewehre erobert. Du kannst Dir wohl denken, was das für ein Haufen Russen war, und die stinken fürchterlich. Wir erhielten ein großes Lob für diesen Tag. Aber schade, unser Hauptmann war gefallen, und das war eine Seele von einem Menschen. Am Abend sangen wir alle: „Großer Gott, wir loben Dich!" Das Schlimmste für uns war der Tag nach der Schlacht. Da mußten wir das Schlachtfeld absuchen und unsere Kameraden begraben.

Aber Ruhe hatten wir noch nicht, und mit der Verpflegung wurde es auch nicht besser. Wohl kamen überall die Leute aus den Wäldern und Kellern hervor, in denen sie sich vor den Feinden versteckt hatten, aber die Russen waren vor uns gewesen, und die hatten alles aufgefressen. Die Leute teilten mit uns das letzte Stück Brot, aber das reichte nicht weit.

Am anstrengendsten war es aber, als wir zur zweiten großen Schlacht an den masurischen Seen marschieren mußten. Was wir da geleistet haben, ist kaum zu glauben. In drei Tagen 180 Kilometer. Und dabei hatten wir sechs Tage lang kein Brot. Wir lebten eigentlich von Wurken und Mohrrüben. Wenn wir an einem solchen Felde vorbei kamen, dann war im Nu alles ausgerissen. Auch das Obst schlugen wir im Vorbeimarschieren von den Bäumen. Wenn wir die Feldküchen nicht gehabt hätten, hätten wir es doch nicht

Die Heldentat eines Lokomotivführers. Nach einer Zeichnung von Karl Winter.

Bei einer Erkundungsfahrt auf einer Lokomotive nach Russisch-Polen hinein, bei der der auf der Lokomotive stehende Hauptmann Bader den Heldentod fand, erhielt der Lokomotivführer Beck aus Tarnowitz außer Verletzungen durch Eisensplitter einen Schuß durch die Lunge. Trotz dieser schweren Verwundung hat Beck noch vier Stunden lang auf seinem Posten ausgehalten und die Lokomotive glücklich zur Abfahrtstation zurückgeführt, wo er dann zusammenbrach. Während der Rückfahrt mußte er noch die Lokomotive reparieren und dichten, weil sie durch feindliche Schüsse beschädigt war. Der Deutsche Kaiser hat diese Pflichttreue, Tapferkeit und Selbstbeherrschung mit dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse belohnt.

leisten können. Da gab es doch jeden Tag Fleisch und Brühe. Aber ohne Brot will das nur nicht hacken bleiben. Und Zeit zum Kartoffelschälen war nicht. Da blieb wohl mancher von den Kameraden zurück. Aber wir hatten es doch geschafft und sind zum Eingreifen noch zurecht gekommen.

Hier hatten wir wenig Verluste; denn wir waren schon hinter die Schliche der Russen gekommen. Die legen nämlich ihre Schützengräben nicht auf dem höchsten Punkte des Hügels an, sondern 100 Meter dahinter, vorne einen langen Graben für die Mannschaften und einige Meter entfernt Löcher für die Offiziere. Wir dachten dann, wenn wir nahe an den Hügel herankamen und keinen Russen sahen, die lägen alle tot im Schützengraben, und liefen mit Hurra hinauf, und oben empfing uns dann ein mörderisches Feuer. Da hatten wir auch ein seltsames Erlebnis. Als wir eine feindliche Stellung stürmen wollten, kam uns der ganze Trupp mit einer weißen Fahne entgegen. Wir gingen heran, um sie gefangen zu nehmen. Da wurde von den Russen ein Schuß abgegeben. Das geht dann aber schnell. In einer Zeit, in der ich dies schreibe, lagen schon die Russen tot da. Wir dachten an Verräterei. Auf diese Art hatten nämlich schon 600 deutsche brave Landwehrleute ihr Leben lassen müssen. Aber als wir die Russen näher untersuchten, da rochen sie alle nach Wutli. Einer hat also einfach in der Betrunkenheit auf uns geschossen.

Nun ward also endlich unser Wunsch erfüllt, und es ging über die Grenze. Die ostpreußischen Bauern erzählten uns, daß die Russen vorher gefragt hatten, wie weit es nach Berlin wäre. Aber nachher, als sie laufen mußten, hatten sie nur gefragt, wie weit es noch bis zur russischen Grenze wäre. Sie sind aber doch zu einem großen Teil nach Berlin gekommen — als Gefangene. Wenn ich an Rußland denke, gruselt mir. Da gibts nicht solche freundlichen Dörfer mit wohlhabenden Bauern wie in Ostpreußen. Die Häuser sind aus Bohlen und mit Stroh gedeckt. Aber es gibt im ganzen Dorfe wenige Häuser mit ganzen Dächern, alles liederlich. Ich war in einer Instkate. Da wohnten Menschen und Tiere friedlich zusammen. Eine alte Sau war angepfahlt, und die Ferkel liefen um sie herum. Und diese Armut! Die russischen Truppen hatten die eigenen Landsleute völlig ausgeplündert. Unsere Soldaten haben oft das Brot mit den armen Russen geteilt.

Nun war Anfang Oktober Regenwetter eingetreten und die Wege waren grundlos geworden, so daß man selbst mit langen Stiefeln stecken blieb. Da blieb auch die Hälfte unserer Bagage

stecken. Und zu kaufen gabs nichts, höchstens Tee und Honig. Am wohlhabendsten sind noch die Deutschen und die Juden. Wenn wir in einen Ort kamen, dann waren die Juden schon versammelt, und einer rief uns zu: „Alles Juden", d. h. sie wären alle deutschfreundlich. Wer polnisch sprechen konnte, der kam noch eher zu irgendeinem Nahrungsmittel; dem suchten die polnischen Bewohner als einem Stammesgenossen aus dem Versteck einen kärglichen Brotrest heraus. An einem Stücke sind aber alle reich, oder vielmehr an zweien, nämlich an Kindern und — Insekten.

Als wir wieder in Ostpreußen waren, da war meine größte Freude, daß ich frische Wäsche bekam. Ich habe die schmutzige vom Leibe gezogen und weggeworfen und bin dann gelaufen, was ich konnte, um möglichst weit von dem Orte zu kommen, und fühle mich jetzt als ein ganz anderer neuer Mensch. Jetzt haben wir verhältnismäßig Ruhe. Wir müssen den Grenzschutz versehen, und der ist nicht so anstrengend. Ich war so herunter gekommen, die Äpfel und rohen Wrucken hatten wohl auch Schuld, aber jetzt habe ich das Koppel schon wieder zwei Löcher weiter geschnallt.

Im Spritzenhause unseres Quartierdorfes haben wir Gefangene, zwei Frauen und neun Männer. Das sind Verräter. Der eine ist ein Müller, der hat unsere Artilleriestellungen verraten. Er hat immer seine Mühle so gerichtet, auch Lichtsignale durch die Fenster so gegeben, daß die Russen genau wußten, wo die deutschen Batterien standen. Ein zweiter ist ein Feldmesser. Der hat von den Stellungen der Deutschen Karten gezeichnet und vervielfältigt, und an jedem Abend hatten die russischen Offiziere eine genaue Übersicht der deutschen Schützengräben in den Händen. Ich habe ein neues Amt bekommen. Ich bin Dolmetscher geworden. Wir haben noch 26 Gefangene hier. Die müssen Roggen dreschen, damit wir Stroh in die Schützengräben bekommen. Dabei muß ich die Anweisungen geben. Außerdem muß ich durch die Wachen die Flüchtlinge bringen, die ihr Eigentum und ihre Armut wiedersehen wollen. Sie finden alles in Trümmern. Ich kann davon nichts weiter schreiben, das geht meinem Herzen zu nahe. Ja, ich schreibe sonst gern einen langen Brief. Sonst sind mir wohl die Tränen niedergefallen, wenn ich an die Lieben in der Heimat schrieb. Aber jetzt bin ich so dankbar, daß es euch nicht so geht wie diesen armen Flüchtlingen. Ihr lebt wie im Paradiese. Möge der liebe Gott unsere Heimat beschützen vor solchem Elend! Wenn auch ich schon leiden muß. Ich leide gerne für euch alle zusammen.

Wilhelm Köhler, Minden in Westfalen,
:: Vaterländische Verlagsanstalt und Großbuchdruckerei. ::

Der Kronprinz

Gedanken über Deutschlands Zukunft.

Von **Dr. Paul Liman.**

320 Seiten Text.

Preis Mark 3.60, elegant gebunden Mark 4.50.

22. Tausend.

Mit diesem Buche hat der Verfasser ein Werk geschaffen, dessen Bedeutung für unser nationales Leben weit über die Gegenwart hinaus anerkannt werden wird. In diesen mit feiner und doch fester Hand gezeichneten Umrissen einer Gestalt, die uns Deutschen lieb und wert bleiben soll, hat der Verfasser den Kaiser der Zukunft nicht nach byzantinischem Muster geschildert, sondern in der ehrlichen Weise eines treuen deutschen Mannes, in der hinreißenden Art des für sein Vaterland leidenschaftlich begeisterten Historikers.

Was er mit dem Buche bezweckt, das sagt er im Vorwort. Es soll das Vertrauen in die Zukunft wecken und den Pessimismus zerstören. Und so erblicken wir, von dem Verfasser geführt, am Ziele einen tüchtigen und gewissenhaften, arbeitsamen und begeisterten jungen Fürsten, der frei von aller Selbstvergötterung, schlichten Wesens und klaren Auges sich allein die Sicherung unseres nationalen Besitzes und die Ehre des deutschen Namens zum Leitstern künftiger Taten wählt.

Durch jede Buchhandlung wie auch direkt zu beziehen
von

Wilhelm Köhler, Minden in Westfalen,
:: Vaterländische Verlagsanstalt und Großbuchdruckerei. ::

Ohlenrothsche Buchdruckerei Georg Richters, Erfurt.

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
3 0112 077600119

Wilhelm Köhler, Minden in Westfalen
Vaterländische Verlagsanstalt und Großbuchdruckerei.

Das

Kriegstagebuch

des

Johannes Krafft.

Herausgegeben

von seinem Freunde.

Mit einem Vorwort von Major Viktor von Strantz.
192 Seiten Text mit 35 Originalzeichnungen.
150. Tausend. — Preis Mark 1.20.

Geschenk-Ausgabe, elegant gebunden, Mark 2.50.

In der reichhaltigen Literatur, welche der jetzige Weltkrieg erzeugt hat, gebührt den Werken, die sich die Aufgabe gestellt haben, das deutsche Volk mit warmer Begeisterung für die Taten unserer herrlichen Armee zu erfüllen, eine besondre Beachtung. Denn ein solches Buch weckt und stärkt nicht nur das Gefühl der Liebe zum Vaterland, sondern es erhält in der heranwachsenden Generation, der männlichen wie der weiblichen, den Sinn und das Verständnis für den Fortbestand der Wehrhaftigkeit unseres Volkes, die sich aus der persönlichen Dienstpflicht des einzelnen für die Sicherheit des Staates seinen Feinden gegenüber ergibt.

Das aus solchen Impulsen hervorgegangene „Kriegstagebuch" eines seinem bürgerlichen Leben entrissenen Landwehrmannes, in welchem sich der Volksgeist treu spiegelt, läßt uns in einfacher und schlichter Weise einen Blick tun in das Gemütsleben unserer Offiziere und Mannschaften, die in ernster Willenskundgebung Haus und Herd zu schirmen vor übermächtigen, neidischen Feinden hinausgezogen; sie entrollen uns ein Bild, wie sich der Mann aus dem Volk mit seinem soldatischen Geschick abfindet, wie er sein Verhalten gegen Kameraden und den Feind, sowie die Bevölkerung von Freund- und Feindesland einrichtet. In diesem Geist schildert der Verfasser des Buches uns seine Erlebnisse auf dem Marsch, im Gefecht, im Quartier, als Verwundeter im Lazarett, und hebt die menschenfreundliche Sorge um den leidenden Soldaten seitens der militärischen wie der freiwilligen Krankenpflege hervor.

Durch jede Buchhandlung wie auch direkt zu beziehen
von
Wilhelm Köhler, Minden in Westfalen
Vaterländische Verlagsanstalt und Großbuchdruckerei.